





Frauenbilder



im Spiegel unserer Zeit

-  Zukunft der Kirche? – Nur mit den Frauen!
-  Gegen die Menschenwürde – Prostitution und Frauenhandel in Deutschland
-  Einsatz für die Würde der Frau – Ordensgründerin Antonia Werr
-  Machismus in Bolivien – Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen

Inhalt

- 3 Editorial**
von Augustinus Diekmann ofm
- 4 Zukunft der Kirche?**
Nur mit den Frauen!
von Anne Granda
- 6 Frauen am Altar**
Gleichstellung in der Evangelischen Kirche
von Dr. Thomas M. Schimmel
- 8 Gegen die Menschenwürde**
Prostitution und Frauenhandel in Deutschland
von Sabine Constabel
- 10 Mama Mutig – Rebecca Lolosoli**
... und das Dorf der wehrhaften Frauen
von Birgit Virmich
- 12 Einsatz für die Würde der Frau**
Ordensgründerin Antonia Werr (1813–1868)
von Katharina Ganz osf
- 14 Eine außergewöhnliche Frau**
Ärztin für die Armen in Bolivien
von Maria Theresia Losada Monsalve
- 15 Machismus in Bolivien**
Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen
von Maria Theresia Losada Monsalve
- 16 Mittelseite**

- 18 Vorbildcharakter**
Frauen der Bahnar in Vietnam
von Tuyét H'
- 20 Schuften und Leiden**
Frauensicksale in Bangladesch
von Gerson Brandão
- 22 Respekt und Liebe**
Zu Besuch in Urubichá, Bolivien
von Christine Teske
- 24 Machtlose Frauen**
Erfahrungen aus der Gesundheitsarbeit in Bolivien
von Dr. Ute Glock
- 26 Die weibliche Solidaritätskette**
Frauen in der franziskanischen Missionsarbeit
von Claudia Schmitz
- 28 Afrika lässt grüßen**
Besuche in unseren Partnerprojekten
von Augustinus Diekmann ofm
- 31 Projekt**
- 31 Impressum**

Personalia



Martha Balcazar Melgar ofm wurde 1963 in Santa Cruz de la Sierra in Bolivien geboren. Sie ist die Älteste von sieben Geschwistern. 1994 hat sie die feierlichen Gelübde als Franziskanerin abgelegt (Congregación de las hermanas de San Francisco). Martha Balcazar Melgar hat ein abgeschlossenes Lehramtsstudium und ist heute Direktorin der Franziskaner-Schule in Ascensión im Vikariat Ñuflo de Chávez. Dort bildet sie auch Laien zu Pastoralhelfern aus. Sie ist zudem im Leitungsgremium ihrer Kongregation, die von den Haller Schwestern in Österreich gegründet wurde, tätig.



Dieses Jahr feierten die Franziskanerbrüder **Adolf Temme ofm**, **Heribert Rembecki ofm** und **Fritz Zillner ofm** in Brasilien ihr 50-jähriges Missionsjubiläum. Nach 15-tägiger Schiffsreise sind sie am 19.06.1964 in Fortaleza an Land gegangen. Heute – 50 Jahre später – sind die drei deutschen Missionare beinahe zu waschechten Brasilianern geworden, die man mittlerweile unter Frei Adolfo, Frei Heriberto und Frei Frederico kennt. Gefeierte wurde am 20.06.2014 mit einem Gottesdienst in der Kirche São Francisco das Chagas in Bacabal und einem Festakt im franziskanischen Zentrum für Mission (CEFRAM).



Nach langjähriger Tätigkeit in Afrika kehrte **Augustinus Wehrmeier ofm** im April dieses Jahres nach Deutschland zurück. Zuvor begleitete er noch die verschiedenen Projekte und Bauvorhaben, um sie seinen Mitbrüdern übergeben zu können. Vor seiner Rückreise gab es ein herzliches Abschiednehmen von der Gemeinde in Dowa und von der Pfarrei in Chilinda in Malawi. Dank seiner tiefen Verbundenheit mit dem afrikanischen Kontinent und dessen Menschen sowie seines profunden Wissens über die dortige Missionsarbeit wird er weiterhin eine große Hilfe bei der alltäglichen Arbeit in der Franziskaner Mission sein.

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,
liebe Freunde der Franziskaner Mission!



Unsere letzte Ausgabe, mit vielen kritischen Beiträgen zur Fußballweltmeisterschaft in Brasilien, hat bei vielen von Ihnen großes Interesse und ein sehr positives Echo hervorgerufen. Wir danken für alle Rückmeldungen und hoffen, dass sich die brasilianischen Politiker vor und nach den Wahlen im Oktober nun auf die brennenden sozialen Fragen in ihrer Gesellschaft konzentrieren werden.

Das vorliegende Heft greift einmal mehr das Thema **Frauen** auf. Der Brasilienmissionar Paschasius Rettler hat als Franziskanerbischof von Bacabal unmissverständlich erklärt: »Ohne die vielen engagierten Frauen in sozialen und pastoralen Diensten könnten wir in unserer Diözese wirklich einpacken!« Dagegen herrscht auf diesem sich christlich nennenden Kontinent oft ein Macho-Denken mit unerträglichen Aussagen wie: »Frauen sind ein notwendiges Übel.«

Natürlich kennen wir Frauenfeindlichkeit auch aus der Bibel. Schließlich wurden die meisten Bücher der Heiligen Schrift in von Männern dominierten Gesellschaf-

ten geschrieben. Franz von Assisi hat das Evangelium zwar zu seiner Ordensregel erklärt, ist aber auch Kind seiner Zeit und aufgewachsen in patriarchalischen Familienstrukturen. Frauen spielen in dieser Zeit eine eher untergeordnete Rolle. Selbst Klara, die von Franziskus' offener Lebensweise begeistert ist, findet für sich und ihre Schwestern nur im damals für Ordensfrauen üblichen monastischen Leben einen Weg. Dies konnte auch Franziskus nicht verhindern. Und doch revolutioniert ein evangelischer Wert die christliche Welt, wie der franziskanische Sonnengesang widerspiegelt: **Geschwisterlichkeit** zwischen den Elementen und Geschöpfen, vor allem unter den Menschen! Nicht die Stärke eines Geschlechts zählt, sondern die Achtung vor dem gemeinsamen Schöpfer und die respektierende Liebe untereinander.

In dieser Ausgabe wollen wir verschiedene **Frauenbilder im Spiegel unserer Zeit** betrachten, ja bewundern. Wie sieht es aus mit der geschwisterlichen Gleichstellung von Frau und Mann in den christlichen Kirchen? Was tun wir gegen die sexuelle Ausbeutung der Frau und den damit verbundenen Menschenhandel? Welche Konsequenzen sollten wir aus der Verklavung von Frauen, zum Beispiel in der Textilindustrie, ziehen? Wie stellen sich Frauen, nicht selten inmitten von Macho-Gesellschaften, als mutige Lebensverteidigerinnen und unbeirrbar Prophetinnen dar? Auf der Mittelseite zeigen wir die Meilensteine der Entwicklung der Frauenrechte innerhalb der Vereinten Nationen auf und den Einsatz von *Franciscans International* in diesem Prozess.

Die **weibliche Solidaritätskette** in der franziskanischen Missionsarbeit unterstreicht die oben zitierte Meinung des Missionsbischofs: Ohne die Frauen in den Hilfsprojekten, den Partnerschaftsgruppen bei uns und in unseren Missionseinrichtungen könnten auch wir einpacken! Meine jüngste Afrikareise hat das ebenfalls eindrücklich belegt, wie mein Bericht und die Fotos am Ende dieser Nummer erkennen lassen. Und doch gibt es, wie die Rückseite unseres Heftes zeigt, noch manche harte Nuss zu knacken, hin zu einer wirklich geschwisterlichen Welt. Meinen aufrichtigen DANK, dass Sie uns bei diesem Einsatz so treu unterstützen. PAX et BONUM,

Br. Augustinus Diekmann ofm
Leiter der Franziskaner Mission

P.S.: Bitte beachten Sie die Hinweise auf S. 31 zu den neuen SEPA-Richtlinien.

Unterstützen Sie uns mit
— 5 Euro —
ganz einfach per SMS.

Senden Sie jetzt
— FRANZISKANER —
an
81190

Von den 5 Euro gehen 4,83 Euro direkt an die Organisation. Kosten zzgl. einer Standard-SMS.



Titel: Frauenbilder – Vorbilder – Spiegelbilder, drei Gesichter als Beispiele für mutigen und unbeirrbareren Einsatz zum Aufbau einer wirklich geschwisterlichen Welt. Frauen verschiedener Kulturkreise nehmen ihre oft schwierigen Lebensumstände in den Blick und wagen konkrete Schritte in eine bessere Zukunft.

Franziskaner Mission
Franziskanerstraße 1, 44143 Dortmund
Telefon 02 31/17 63 37 5
Fax 02 31/17 63 37 70
info@franziskanermission.de
www.FranziskanerMission.de

Dieser Ausgabe liegt eine Zahlkarte bei.

Spenden erbitten wir, unter Angabe des Verwendungszwecks, auf das Konto 5100, Volksbank Hellweg eG, BLZ 414 601 16 (IBAN DE44 4146 0116 0000 0051 00 und BIC GENODEM1SOE) oder Konto 34, Sparkasse Werl, BLZ 414 517 50 (IBAN DE89 4145 1750 0000 0000 34 und BIC WELADED1WRL)

Zukunft der Kirche?

Nur mit den Frauen!

Seelsorgeamtsleitung, Caritasdirektion, Abteilung für Kirchenrecht. Wer denkt bei diesen wichtigen Stellen daran, dass eine Frau das Sagen haben könnte? Und doch ist es so, dass immer mehr Frauen in der Kirche leitende Aufgaben übernehmen.

»Im Moment gibt es eine Aufbruchstimmung beim Thema Frau und Kirche. Ganz viele sind dafür wach«, ist die Vizepräsidentin des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB) Birgit Mock überzeugt. Auch Bischof Franz-Josef Bode, Leiter der Unterkommission »Frauen in der Kirche«, wertet die Entwicklung der Zahl leitender Frauen in der Kirche positiv, bekennt aber, auch im Namen seiner Amtsbrüder: »Dennoch sind Frauen immer noch deutlich unterrepräsentiert in den verantwortlichen Aufgaben der Kirche.«

An dieser Stelle werden zwei Frauen vorgestellt, die Aufgaben übernommen haben, die früher nur von Männern und Klerikern wahrgenommen wurden:

Daniela Engelhard



Seelsorgeamtsleiterin in der Diözese Osnabrück, promovierte Pastoralreferentin, verheiratet, zwei Kinder, 49 Jahre. Außer Daniela Engelhard leiten in den 27 deutschen Diözesen noch zwei weitere Frauen ein Seelsorgeamt.

»Im Bistum Osnabrück wird es inzwischen als normal angesehen, dass ich das Amt der Seelsorgeamtsleiterin ausübe. Dazu gehören Aufgaben, die bislang von Priestern wahrgenommen wurden, mein Vorgänger war Priester und Domkapitular. Die Bistumsleitung entschied sich vor elf Jahren für eine Frau, um auch auf dieser Ebene zu bekräftigen: Es ist notwendig, dass Männer und Frauen in der Kirche selbstverständlich zusammenarbeiten. Und zwar in allen Diensten, Lebensformen, Berufungen und Charismen. Studien zeigen: Junge Frauen entfernen sich von der Kirche, weil sie sich nicht in ihr wiederfinden, wenn Mitgestaltungsmöglichkeiten und Entscheidungsmöglichkeiten fehlen. Und da der Glaube vor allem durch Frauen an die nächste Generation weitergegeben wird, trifft ihr Rückzug den Nerv der Kirche. Auf meinem Ausbildungsweg fand ich Unterstützung und Ermutigung. So hat mein theologischer Lehrer Theodor Schneider, ebenso wie mein früherer Bischof Kardinal Lehmann, gerade Frauen in der Wissenschaft gefördert. Es war wichtig, diese Signale wahrzunehmen: Frauen werden gesehen und gestärkt, gerade auch in der Theologie ihren Weg zu gehen. Bis heute erhalte ich Rückmeldungen aus Gemeinden, Verbänden und Räten, die signalisieren: Es ist wichtig, dass eine Frau eine solche Aufgabe in der Kirche ausübt. Über Jahrzehnte



hinweg waren es vor allem die Frauenverbände, die die frauenrelevanten Themen wachgehalten, immer wieder angesprochen und eingefordert haben. Doch sie werden weiter dranbleiben müssen, denn es ist bekannt, dass sich ein System erst ab einem Anteil von 30 Prozent Frauen ändert. Für die notwendigen Veränderungen braucht es auch dringend neue Erfahrungen, mit denen neue Bilder von Kirche in den Köpfen der Gläubigen entstehen. Wenn ich über dieses Thema spreche, zeige ich Bilder von einem Segnungsgottesdienst in unserem Dom, bei dem Bischöfe zusammen mit Frauen Ehepaare gesegnet haben. Solche Bilder gibt es noch viel zu selten. Dabei geht es konkret um ein partnerschaftliches Zusammenwirken von Männern und Frauen. Das brauchen wir nicht nur auf der Entscheidungsebene. Auch in der Liturgie und der Verkündigung müssen Frauen sichtbar werden. Alle Mitwirkungsformen, die nicht an das Weiheamt



© Silvan Wegmann, www.swen.ch

gebunden sind, sollten noch stärker genutzt werden. Dafür wäre auch notwendig, dass die Getauften und Gefirmten ermutigt werden, Verantwortung zu übernehmen. Nur so kann das gemeinsame Priestertum aller Getauften und Gefirmten verwirklicht werden.«

Reinhild Ahlers



Leiterin der Abteilung Kirchenrecht der Diözese Münster, Professorin für Kirchenrecht, ledig, 54 Jahre. Reinhild Ahlers ist die einzige Frau in Deutschland, die eine Kirchenrechtsabteilung leitet.

»Ich habe 1989 als Referentin angefangen, seit 1993 leite ich die Kirchenrechtsabteilung der Diözese. Eine Frau in dieser Position war damals offensichtlich relativ ungewöhnlich. Viele fragten nach, ob ich wirklich die zuständige Referentin sei. Die Anrufer kannten Frauen eher aus dem Bereich des Sekretariats. Es war dann aber relativ schnell so, dass ich als die Zuständige bekannt wurde. Meine Arbeit wurde als hilfreich

empfunden, sodass ich rasch akzeptiert worden bin. Ich weiß nicht, ob ich die Arbeit qualitativ besser mache als meine männlichen Kollegen, ich mache sie ziemlich sicher anders, weil ich eine Frau bin. Und ich kann mir vorstellen, dass das erfrischend ist in einer Welt, wo es viele männliche Kollegen gibt. Ich bin in der Diözese mit allen kirchenrechtlichen Fragen betraut, außer den Ehe annullierungen, für die das kirchliche Gericht zuständig ist. Zur Routine gehören Dispensen für Eheschließungen, verschiedene Genehmigungen, die Pfarrer einholen müssen, Fragen zur Kirchenbuchführung oder zu Satzungen von Ordensgemeinschaften. Auch im Zuge der Umstrukturierung der Pfarreien gibt es manchmal Fragen kirchenrechtlicher Art. Allerdings umfasst meine Arbeit mehr als die sachliche Information. Wenn ein Anrufer sich erbittert über eine Entscheidung seines Pfarrers beschwert, dann geht es ja zuerst einmal darum,

diesen Menschen in seiner Lage anzunehmen. Es geht darum zu schauen, was den Menschen quält und was er braucht, damit es ihm besser geht. Ich bin überzeugt, dass es einen Unterschied macht, ob ein Betroffener in so einer Situation mit einem Mann oder einer Frau telefonieren kann. Männer und Frauen bringen verschiedene Qualitäten im Umgang miteinander ein. Und alle sind wichtig. Das ist nur ein Grund für das Miteinander. In Bezug auf Führungspositionen glaube ich, dass wir im Moment noch daran arbeiten müssen, dass Frauen und Männer in diesem Bereich selbstverständlich zusammenarbeiten. Das muss noch weiter gehen, da müssen wir dranbleiben. In der Diözese Münster gehöre ich mit noch einer weiteren Frau zum Beratungsgremium des Bischofs. In diesem Gremium holt Bischof Genn den Rat mehrerer Menschen ein. Mein persönliches Umfeld hat sehr positiv auf meine berufliche Entwicklung reagiert. Sie freuen sich mit mir darüber, dass ich ein Beispiel dafür bin, dass es möglich ist, als Frau in der Kirche eine relativ hohe Position zu haben.«

Autorin: Anne Granda

Anne Granda ist stellvertretende Redaktionsleiterin bei *KDFB Engagiert – Die Christliche Frau*, der Mitgliederzeitschrift des Katholischen Deutschen Frauenbundes. Die Porträts sind der Ausgabe 10/13 dieser Zeitschrift mit freundlicher Genehmigung entnommen. Vollständiger Text und weitere Porträts finden Sie im Internet-Archiv der Zeitschrift unter www.engagiert.de.

Frauen am Altar

Gleichstellung in der Evangelischen Kirche

Gleich zu Beginn ihres Kriminalromans »Kohlenstaub« schildert die Pfarrerin Anne-Kathrin Koppetsch die Vorbehalte gegen die ersten Pfarrerinnen der Evangelischen Kirche in den 1960er Jahren. Das Paulus-Zitat »Das Weib schweige in der Gemeinde« wird der jungen Protagonistin und Dortmunder Pastorin Martha Gerlach von ihrem Amtsbruder Kruse mit auf den Weg gegeben.



Pfarrerinnen prägen heute vielerorts das Bild der Evangelischen Kirche.

Was heute in evangelischen Kirchen selbstverständlich erscheint, nämlich dass Frauen am Altar stehen, Sakramente spenden und Kirchengemeinden, Kirchenkreise und sogar Landeskirchen als Bischöfinnen leiten, ist keine Selbstverständlichkeit.

Erst mit den Pfarrerinnengesetzen Anfang der 1970er Jahre wurde eine Gleichstellung von Männern und Frauen im Pfarramt hergestellt. Bis dahin aber war es ein langer Weg: Zwar durften Frauen ab 1908 an deutschen Universitäten evangelische Theologie studieren, zu kirchlichen Prüfungen aber, die Voraussetzung für das Pfarramt sind, wurden sie nicht zugelassen. Sie ergriffen darum Berufe in diakonischen oder pädagogischen Bereichen. Ab 1927 konnten Theologinnen dann als sogenannte Pfarramtshelfinnen in den kirchlichen Dienst übernommen werden. Damit war aber keine Ordination (Berufung zur Verwaltung der Sakramente) oder Vokation (Berufung in ein Amt) verbunden. Kirchliche Leitungämter waren ihnen weiterhin verwehrt und für sie galt der Zwangszölibat: Pfarramtshelfinnen oder später Pfarrerinnen mussten unverheiratet sein oder schieden bei Heirat aus dem Amt.

Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg

Bestrebungen, das Pfarramt für Frauen in der Evangelischen Kirche zu öffnen, gab es von Anbeginn. Doch erst der Zweite Weltkrieg ebnete den Weg: Durch Einberufung von Pfarrern zum Kriegsdienst verwaisten viele Pfarrstellen. Wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen übernahmen mehr und mehr Frauen Verantwortung und Leitungsfunktionen, aus denen sie nach Rückkehr der Männer oftmals aber wieder verdrängt wurden. Die theologische und gesellschaftspolitische Diskussion über die Befähigung von Frauen, verantwortliche Positionen in Kirche und Gesellschaft zu übernehmen, war aber angestoßen und führte Anfang der 1960er Jahre zum Kirchengesetz über das Amt der Pfarrerin, das die Ordination zuließ. Mit den Pfarrerinnengesetzen, die die Landeskirchen 1972 bis 1975 beschlossen, wurden Männer und Frauen im Pfarramt schließlich gleichgestellt und der Zwangszölibat für Frauen abgeschafft.

Theologisch sieht die Evangelische Kirche in Deutschland heute kein Hindernis, dass Frauen Sakramente spenden. In der Publikation »Frauenordination und Bischofsamt« (1992) nennt sie die Verbote vergangener Zeiten keine Dogmen, sondern »sittliche und soziale Regeln von geschichtlich begrenzter Bedeutung«. Die Gleichwertigkeit und die Gleichberechtigung der Geschlechter ist dabei biblisch begründet. In den Schöpfungsgeschichten der Genesis wird Mann und Frau die gleiche Würde zuerkannt und die Evangelien geben Zeugnis, dass Jesus unterschiedslos mit Männern und Frauen umging. Im Osterereignis erhalten die Frauen als erste Zeuginnen der Auferstehung einen besonderen Verkündigungsauftrag und Paulus betont sowohl im Korintherbrief als auch im Galaterbrief die »neue Schöpfung«, in der alle, die getauft sind, zu Christus gehören. »Es spielt keine Rolle mehr, ob ihr Juden oder Griechen seid, Sklaven oder



Die evangelische Pastorin Dorothea Strauss und der Franziskaner Clemens Wagner nach einem Gottesdienst der ökumenischen Initiative Kirche positHIV in Berlin

freie Menschen, Männer oder Frauen« (Gal 4,27-28). Martin Luther drückt es direkt aus, wenn er sagt: »Was aus der Taufe gekrochen ist, darf sich rühmen, dass es schon zu Priester, Bischof und Papst geweiht ist.«

Mehr Frauen auf dem Weg

Die Gleichberechtigung in der Evangelischen Kirche wird seit den 1970er und 1980er Jahren ausdrücklich gefördert. Im Jahr 2012 waren nach Angaben der EKD von den 19.594 Inhabern von Pfarrstellen im Gemeinde- oder Funktionsdienst (zum Beispiel Krankenhaus- oder Gefängnisseelsorge) 6.390 Frauen – also etwa 35 Prozent. Die Tendenz ist steigend: Von den im Jahr 2012 gemeldeten 2.421 Theologiestudierenden, die das Pfarramt anstreben,

waren laut »landeskirchlicher Listen eingetragener Studierender« 58 Prozent Frauen.

Pastor Kruses Polemik am Anfang des Kriminalromans »Kohlenstaub« ist übrigens ein missverständenes Paulus-Zitat: Es geht hier nicht um ein Predigtverbot, sondern um eine Geschäftsordnungsfrage der Gemeindeversammlung in Korinth: Die Frauen waren offensichtlich zu neugierig und störten mit ihren Zwischenfragen den zügigen Ablauf der Versammlung, wie 1 Kor 14, 35 berichtet. Gender- und demokratietechnisch sind wir da 2000 Jahre später doch schon weiter entwickelt.

Dr. Thomas M. Schimmel

Thomas M. Schimmel ist Geschäftsführer von »1219. Deutsche Stiftung für interreligiösen und interkulturellen Dialog e.V.« in Berlin.

Interview mit Dr. Gerdi Nützel

Franziskaner Mission: Gibt es in der Evangelisch-lutherischen Kirche in Brasilien Pfarrerinnen?

Dr. Gerdi Nützel: Seit Mitte der 1970er Jahre gibt es lutherische Pastorinnen. Das hängt damit zusammen, dass sich die lutherische Kirche in Brasilien damals progressiv in den gesellschaftspolitischen Exkurs einbringen wollte. Damit zog in Brasilien das Argument nicht, wie in manch anderen Ländern mit einem Minderheitsprotestantismus, dass man sich mit der Frauenordination zu sehr von den katholischen und orthodoxen Traditionen absetze. Die Evangelisch-lutherische Kirche Brasiliens entschied sich angesichts des Engagements der jungen Theologinnen aus theologischen Gründen für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern.

Was war für die Zulassung von Pastorinnen in Brasilien entscheidend?

Wie in vielen anderen Ländern konnte man in Brasilien nur an einer kirchlichen Hochschule lutherische Theologie studieren, um zum Pfarramt zugelassen zu werden. Es gab eine große Diskussion, ob diese kirchlichen Hochschulen mit ihren Internaten auch für Frauen geöffnet werden sollten – und vor allem welche Wirkung das haben würde. Begünstigend kam hinzu, dass es einen Mangel an Pastoren gab.

Welche Wirkung hatte die Einführung der Frauenordination in der lutherischen Kirche Brasiliens?

Die ersten Pastorinnen waren eine große Attraktion. Sie wurden in den bekannten Wochenmagazinen mit Artikeln porträtiert und viele Menschen kamen in die Gottesdienste, um eine Pastorin am Altar zu sehen. Zunächst arbeiteten Pastorinnen eher im Frauenarbeitsbereich. Als Konsequenz der feministischen Befreiungstheologie veränderten die Pastorinnen das pastorale Spektrum der lutherischen Kirche Brasiliens. Sie gingen an den Rand der Großstädte in die *Favelas*, die Armutsviertel, arbeiteten mit der indigenen Bevölkerung oder setzten sich für neue Gesundheitskonzepte ein. Sie arbeiteten also gerade auch mit Menschen, die nicht unbedingt zu den klassischen Mitgliedern der lutherischen Kirche gehörten, und gründeten so – auch mithilfe von Partnerschaften aus Deutschland – neue kirchliche Arbeitsschwerpunkte.

Dr. Gerdi Nützel ist Pfarrerin in Berlin und hat über die Frauenordination in den lutherischen Kirchen in Bayern, Mecklenburg und Brasilien geforscht.

Gegen die Menschenwürde

Prostitution und Frauenhandel in Deutschland



Handel mit der Ware Frau – ein einträgliches Geschäft

© 7thlord – Fotolia.com

Als 2001 das Prostitutionsgesetz (ProstG) in Kraft trat, hofften viele, dass es damit gelingen würde, die Rechte der Frauen in der Prostitution zu stärken und sie aus dem sozialen Abseits zu holen. Doch es kam anders. Die Legalisierung der Prostitution führte zur Legalisierung der Ausbeutung von Frauen in der Prostitution und nicht zu ihrem Schutz.

Zum einen lag das sicherlich daran, dass die Lebensrealität der Frauen in der Prostitution nicht ausreichend berücksichtigt worden war. Der Großteil der (deutschen) Frauen in der Prostitution arbeitete damals nicht als Folge einer freien Berufsentscheidung, sondern weil sie sich in einer Notlage befanden, aus der sie keinen anderen Ausweg sahen. Viele Studien weisen darauf hin, dass ein Großteil der Prostituierten schon in der Kindheit massive (sexuelle) Gewalterfahrungen ertragen musste, die sich durchaus wegweisend in die Prostitution auswirkten.

Auch damals dachten die Frauen beim Einstieg in die Prostitution an den baldigen Ausstieg. Die selbstständige autonome Prostituierte war schon damals nicht der Regelfall. Viele der Frauen hatten einen Zuhälter, und wenn sie ihn nicht so nannten, dann war es ein parasitärer Freund, der ein hohes Interesse am Einkommen seiner Frau hatte.

Gesetz auf falscher Basis
Ungeachtet dieser Realität wurde der vermeintliche Nutzen des ProstG auf die Personengruppe der autonomen Prostituierten ausgerichtet und, viel mehr noch, auf die Personengruppe der Betreiberinnen und Betreiber von Bordellen. Deren Ansprüche fanden Gehör, ihr Anliegen, ihr Etablisement entkriminalisiert führen zu können, wurde erfüllt.

Sie bekamen ein eingeschränktes Weisungsrecht, die Sittenwidrigkeit des Rechtsgeschäfts fiel weg und damit

ging unter anderem die Tür zur Werbung auf. Im Strafrecht fiel die Strafbarkeit der »Förderung der Prostitution«, was die Schaffung neuer Bordelle enorm erleichterte.

Mit dieser liberalen Prostitutionspolitik hat Deutschland dem Menschenhandel Tür und Tor geöffnet. Denn erst mit dem legalen Prostitutionsmarkt wurde die Nachfrage geschaffen, der nur mit dem Menschenhandel nachzukommen ist. In all den legalen Bordellen, die allerorts wie Pilze aus dem Boden schießen, sucht man vergeblich nach den »deutschen glücklichen Huren«, die von der Prostitutionslobby so gerne »Sexarbeiterinnen« genannt werden. »Sexarbeiterin«, weil das schön nach Selbstbestimmung und Freiheit klingt und so gar nicht nach dem, was Prostitution bedeutet: tagaus und tagein unsägliches Leid.

Andrea möchte nach Hause
Über 80 Prozent der Prostituierten in Deutschland sind Ausländerinnen. Die meisten von ihnen stammen aus den ärmsten Regionen Osteuropas, aus Rumänien, Bulgarien und Ungarn. Diese jungen Frauen, die meisten sind gerade 18 Jahre alt, wenn sie nach Deutschland gebracht werden, arbeiten nicht, um sich selbst einen besseren Lebensstandard zu ermöglichen. Sie träumen nicht von teuren Handtaschen, irgendwelchen Markenklamotten oder besonderen Smartphones. Sie träumen von ganz anderen Sachen. Die 19-jährige Andrea träumt zum Beispiel davon, so bald wie möglich wieder nach Hause und zu ihrem Sohn zurück zu dürfen. Er ist erst vier Jahre alt und blieb bei seiner Großmutter in Ungarn zurück. Jede Woche schickt Andrea 50 Euro zu ihrer Familie. Das ist alles, was ihr übrig bleibt, wenn sie die 980 Euro in der Woche für ihr Bordellzimmer bezahlt hat.

Andrea ist unfreiwillig freiwillig hier. Sie sagt, sie ist hier, weil sie muss. Weil es die Familie so entschieden hat und weil es ihrem Kind einmal besser gehen soll als ihr. Andrea ist keins der 612 Menschenhandelsopfer, die der Bundeslagebericht zum Menschenhandel 2013 für 2012 ausgewiesen hat. Sie wird in dieser polizeilichen Statistik gar nicht erfasst, denn der Druck wird Zuhause ausgeübt. Hier gibt es keinen Täter, den die Polizei überführen könnte, wenn sie denn das rechtliche Instrumentarium dafür an die Hand bekäme.

Sklavenmarkt für Deutschland
Die Bordelle sind voll mit jungen Frauen wie Andrea. Manche sind alleine da, wurden im Heimatdorf nur in das Auto nach Deutschland gesetzt, das einmal in der Woche neue Frauen abholt und zu den deutschen Bordellen bringt. Andere werden von Familienangehörigen in den Prostitutionsmarkt gestellt. Von

Brüdern, Vätern, Ehemännern und Cousins, die hier auf sie aufpassen und dafür sorgen, dass »ihre« Frau genügend Geld erwirtschaftet.

Auch diese Frauen tauchen in keiner Polizeistatistik auf: weil sie nicht über ihr Schicksal mit Polizeibeamten sprechen, weil sie völlig überfordert wären, ihre eigenen Familienangehörigen des Menschenhandels zu beschuldigen.

Der Handel mit der Ware Frau ist ein sehr einträgliches und florierendes Geschäft geworden. Zuallererst für die Bordellbetreiber, die den größten Teil des Prostitutionserwerbs ganz legal über die Zimmermieten abkassieren, dann für die Zuhälter, genauso wie für die Familien im Heimatland und nicht zuletzt für all die Freier, die mit ihrer Nachfrage nach jungen Frauen diesen Sklavenmarkt überhaupt erst ermöglichen.

Die Situation in den Nachbarländern

Diese Nachfrage, die den Markt für den Menschenhandel erst schafft, gilt es zu bekämpfen, sollte man meinen. Vor allem, weil Deutschland mit seiner liberalen Haltung zur Prostitution schon ziemlich allein in Europa dasteht. Selbst die Niederlande, die Prostitution vollständig legalisiert hatten, kehren mittlerweile um. Weil der Menschenhandel auch bei ihnen enorm anstieg, weil auch in Amsterdam nicht die »selbstbewusste Hure« arbeitet, sondern auch dort die osteuropäischen Armut- und Zwangsprostituierten überwiegen. Der Amsterdamer Dezernent Lodewijk Asscher bezeichnet mittlerweile die Legalisierung der Prostitution als »nationalen Irrtum«.

In Frankreich entschied die Nationalversammlung, den Frauenkauf zu verbieten, nachdem Untersuchungen zeigten, dass überall dort, wo Prostitution legalisiert wurde, der Menschenhandel explodierte. In Schweden, Norwegen und Island dagegen wurde der Kauf »sexueller Dienstleistungen« schon vor Jahren

illegalisiert und als Folge davon ist der Handel mit der Ware Frau immens zurückgegangen. Diese Länder sind für Menschenhändler kein geeignetes Zielland mehr.

Zielland für Menschenhandel

Davon sind wir weit entfernt. In Deutschland haben die Lobbygruppen der Prostitutionsindustrie längst ihre Fäden in die Politik gesponnen und suchen sich zielgenau dort genau die richtigen Verbündeten für ihre Interessen. Und in einer Gesellschaft, die sich immer mehr entsolidarisiert, haben die Opfer dieses grausamen Geschäftes schlechte Karten. Nur ganz vereinzelt wehren sich Bürgergruppen gegen neue Bordelle, nur ganz vereinzelt positionieren sich auch kirchliche Gruppen gegen Prostitution. In der Mehrheit wird es als selbstverständlich hingenommen, dass Millionen von Männern sich jeden Tag einen weiblichen Körper kaufen. So, als wäre es das Normalste der Welt.

Auch deshalb ist es bei uns so leicht und so profitabel, junge Frauen zu verkaufen. Und es steht zu befürchten, dass noch tausende junger Mädchen und Frauen auf dem deutschen Prostitutionsmarkt psychisch und physisch vernichtet werden, ehe auch wir zu der Einsicht kommen, dass der Kauf des Körpers eines anderen Menschen gegen die Menschenwürde verstößt und verboten werden muss.



Sabine Constabel

Sabine Constabel ist Diplom-Sozialarbeiterin und seit 23 Jahren in der Prostituiertenberatung in Stuttgart tätig.

Mama Mutig – Rebecca Lolosoli

... und das Dorf der wehrhaften Frauen

»Umoja« – Frauendorf. Fünf Buchstaben nur und doch ist diese Wortkonstellation für viele Nomaden rund um das kleine Örtchen Archer's Post im Norden Kenias in Afrika eine Provokation.

Frühmorgens mit den ersten Sonnenstrahlen legen die Samburu-Frauen ihre Ketten, Ohringe und bunt geschmückten Kalebassen in Ständen am Ortseingang aus, während die Bauarbeiter ihre Arbeit am Bau der Schule beginnen. Dichte Dornenweige winden sich in einem großen Kreis als Schutzwall um das erste Frauendorf Afrikas. Mittendrin, unter einer alten windschiefen Akazie, sitzen die Frauen rund um die Dorfchefin Rebecca Lolosoli und sprechen mit einer jungen Frau, die sich in der letzten Nacht nach Umoja geschleppt hat.

Stockend erzählt die junge Frau mit ihrem Baby der resoluten Dorfchefin ihre Geschichte. Wie viele Samburu-Mädchen war sie an einen 60 Jahre alten Mann verheiratet worden. Er habe sie ständig geschlagen, erzählt sie den Frauen. »Es war, als hätte ich meinen eigenen Großvater geheiratet«, fügt sie schluchzend hinzu. Die Frauen werden sich nun um sie und das Kind kümmern.

Immer wieder kommen hier Frauen wie Judy an: Sie werden verheiratet, weil ihre Familien das Brautgeld zum Überleben brauchen. Judy hat lange gebraucht, um genug Mut aufzubringen, ihre Familie zu verlassen. Erst als die Wutausbrüche ihres Mannes unerträglich wurden, hat sie sich davongestohlen. Ein paar alte Damen hatten ihr hinter vorgehaltener Hand von »Umoja«, dem Dorf der wehrhaften Frauen, erzählt. »Diese Frauen lassen sich von Männern nichts gefallen«, hatten sie kichernd erklärt.

Das hatte der jungen Mutter imponiert. Sie wird erst einmal



Rebecca Lolosoli und Birgit Virnich

hier bleiben können. Wenn sie sich gut einfügt ins Frauendorf, wird sie sich vielleicht auch mit ihrem Kind hier niederlassen können. In Umoja wird ihr Kind wenigstens zur Schule gehen können, denn die wird dort gerade gebaut. Fast ist das Gebäude fertig, es fehlt nur noch das Dach mit den Solarzellen.

Ein Frauendorf und seine Geschichte

Immer wieder war ich im Frauendorf, um Rebecca Lolosolis Geschichte aufzuschreiben: die Geschichte einer starken Afrikanerin, die in ihrer Kultur aneckt und sich trotz aller Widerstände immer wieder aufrichtet. Mir war es ein Anliegen, unser Bild von Afrikanern als Bittsteller zurechtzurücken und Rebecca Lolosoli wollte die bisher kaum dokumentierte Geschichte der mutigen Samburu-Frauen von mir aufschreiben lassen. Über die Jahre habe ich also erlebt, wie sich das Dorf zu einem kleinen Paradies in der Halbwüste der Samburus entwickelt hat.

Aufgewachsen ist Rebecca Lolosoli als die Lieblingstochter eines Chiefs (Stammesoberhaupt), dem sie wie aus dem Gesicht geschnitten war und der ihr sein gesamtes Wissen weitergab. Mit ihrem unbändigen Freiheitsdrang und ihrer Eigenständigkeit eckte sie in der Familie ihres Ehemannes und beim Ältestenrat der Samburus an. Ständig ermahnten sie sie, sich zu fügen.

Durch ihre Heirat war sie Teil der Familie ihres Mannes geworden. Gegen den Protest ihres Schwiegervaters gründete sie ein Geschäft, in dem Samburu-Nomadinnen aus der gesamten Region einkauften. Schon bald wurde der Laden zum Treffpunkt für die Frauen – und den Männern ein Dorn im Auge. Dort, so zeterten sie, hetze die viel zu selbstbewusste Rebecca Lolosoli ihre Frauen auf. Nachdem Schläger ihr Inventar zertümmerten und Rebecca Lolosoli zusammenschlugen, gründete die damals 28-Jährige zusammen mit ihren Weggefährtinnen ein Frauendorf. Ein Dorf, in dem Frauen das Sagen haben und Gewalt gegen Frauen nicht geduldet wird.

Widerstände und Feste

Das alles hat mir Rebecca Lolosoli bei unseren Treffen in Nairobi und später dann in Umoja erzählt. Immer wieder haben wir uns in einem Slum in der kenianischen Hauptstadt getroffen, wo sie monatelang untergetaucht war, weil ihr Mann ihr nach dem Leben trachtete. Bis heute beansprucht er das Land, auf dem die Frauen leben, für sich selbst, denn nach alter Samburu-Tradition ist die Frau Eigentum des Mannes und alle ihre Besitztümer auch.

Mittlerweile führt eine von Chinesen gebaute Teerstraße durch den unzugänglichen Norden Kenias. Dadurch sind die Immobilienpreise enorm gestiegen und der Wert des Landes, auf dem das Frauendorf steht, auch.

Doch Rebecca Lolosoli ist entschlossen, um das Land und das Dorf zu kämpfen. Zunächst hat sie sich von ihrem Mann scheiden lassen. Ein Tabubruch. Nun treibt sie den Bau einer eigenen Schule mit Spendengeldern aus Deutschland voran. Rebecca Lolosoli weiß genau, was sie will. Dies ist ihre Vision eines besseren Lebens: ein richtiges Schulgebäude aus Stein, in dem vor allem Mädchen unterrichtet werden. Denn die meisten Frauen in Umoja sind Analphabetinnen und hatten nicht wie Rebecca Lolosoli das Glück, zur Schule gehen zu können.

Eine kleine Gruppe Frauen macht sich auf zum Einkaufen ins Nachbardorf, nach Archer's Post. Skeptisch beäugeln die Männer sie, als die Frauen nach einer Ziege fragen. Laut fluchend

erheben die alten Männer ihre Knüppel und drohen den Frauen Prügel an, während die Jüngeren sie verächtlich als Lesben und Huren beschimpfen. Sobald sie sich handelseinig sind, führen die Frauen eine weiße Ziege erhobenen Hauptes über die Hauptstraße. Vor den Kiosken verstummen die Gespräche schlagartig, als die Frauen vorbeischreiten. Als hielte das Dorf den Atem an.

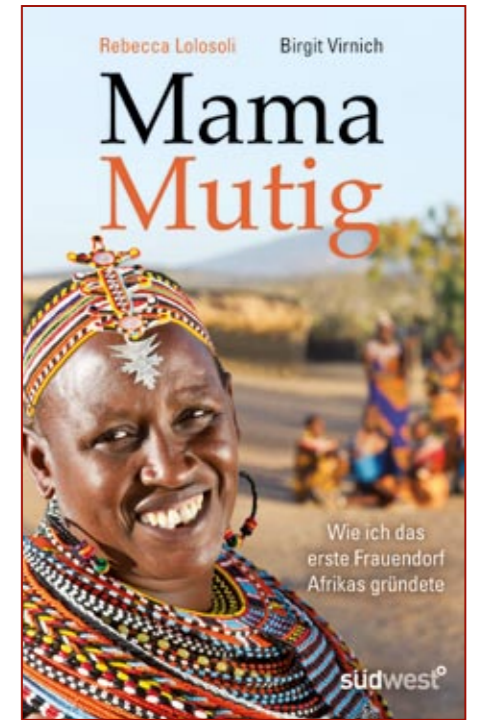
Als die Frauen mit der Ziege ins Dorf zurückkehren, wetzt Rebecca Lolosoli bereits ihr Messer. Gekonnt schlitzt sie dem Tier den Schlund auf, genauso wie sie es als Kind immer bei ihrem Vater gesehen hatte. Das Schlachten der Tiere ist bei den Samburus reine Männersache. Einmal mehr betonen die Frauen mit diesem Ritual ihre Eigenständigkeit. Früher hätten sie bei einem Festmahl warten müssen, bis die Männer gegessen hatten. Dann hätten sie nur die Innereien bekommen. Seit ihrer Kindheit hatte man ihnen eingebläut, dass es nicht gut für sie sei, Fleisch zu essen. Jetzt schieben sich die Frauen genüsslich gebratenes Ziegenfleisch in den Mund und singen dann ihr Lied »Umoja« – »Gemeinsam sind wir stark«. Wie eine Art Schlachtruf hallt der Gesang durch die Halbwüste.

Etwas Bleibendes schaffen

Entgegen aller Prognosen haben die Frauen das dichte Buschland Stück für Stück in eine Oase verwandelt. Umoja ist mittlerweile ein herrliches Stückchen Erde.



In ihrem Dorf haben die Frauen das Sagen.



Am Flussufer ist ein Campingplatz entstanden und nun eine richtige Schule. Für ein paar Euro können Rucksackreisende hier ihre Zelte aufschlagen oder in den Hütten zusehen, wie das warme Sonnenlicht morgens und abends das herrliche Flusspanorama in tausend Schattierungen erstrahlen lässt. Die meisten haben eine Expedition ins wilde Afrika gesucht und sind überwältigt, in Umoja auch die Kultur der Menschen, die in dieser Landschaft leben, hautnah mitzubekommen.

Zufrieden schaut Rebecca Lolosoli, die von der amerikanischen Außenministerin Hillary Clinton als herausragende Führungspersonlichkeit ausgezeichnet wurde, auf das neue Schulgebäude. Bald werden dort 100 Kinder aus der Umgebung zur Schule gehen können und die ersten Samburu-Lehrerinnen unterrichten. Jetzt hat auch Rebecca Lolosoli langsam das Gefühl, etwas Bleibendes zu hinterlassen.

Birgit Virnich

Birgit Virnich wuchs in Südafrika auf, studierte Journalismus, englische Literatur, Film und Internationale Politik. Heute arbeitet sie für die WDR-Auslandsredaktion und lebt in Köln.

Weitere Informationen unter: www.umojawomen.net

Einsatz für die Würde der Frau

Ordensgründerin Antonia Werr (1813–1868)



Antonia-Werr-Statue von Lothar Forster im Würzburger Dom

Seit der Moderne haben sich Gesellschaft, Kirche und Frömmigkeit in vielen Bereichen grundlegend gewandelt. Dennoch lohnt sich aus heutiger Sicht der Blick auf die vor rund 200 Jahren geborene Antonia Werr, die mit ihrer Entschiedenheit und Glaubenskraft Neues hervor gebracht hat.

Trotz Enttäuschungen durch Vertreter der kirchlichen Hierarchie hat sie der Glaubensgemeinschaft nicht den Rücken gekehrt, sondern aus einer vertieften Gottsuche in Rückbindung an die verfasste Kirche zu deren Erneuerung beigetragen. Leiten ließ sie sich von ihrer eigenen Intuition, ihrem Sinn für Gerechtigkeit und ihrem wachen Gespür für authentisches, wahrhaftes Handeln im Raum der Kirche. In der von kirchlichem Triumphalismus (Herrlichkeits-Theologie) überhöhten, von patriarchalen Strukturen geprägten Institution schöpfte sie Kraft aus dem Anti-Bild des kleinen, wehrlosen und verletzlichen Jesuskindes. Diese Spiritualität stellte sie in den Dienst an sozial wie kirchlich ausgeschlossenen und in ihrer Würde missachteten Frauen. Damit zählt Antonia Werr beispielhaft zu den Frauen des 19. Jahrhunderts, die sich nicht damit zufriedengaben, um Erlaubnis zu fragen, sondern denen es gelang, eigene Handlungspotenziale kreativ auszuschöpfen, ohne einen Systemwechsel vornehmen zu müssen.

Einsatz für die Frauen

Antonia Werr gründete 1855 im Kloster Oberzell bei Würzburg einen »katholischen Jungfrauenverein« sowie eine »katholische Rettungsanstalt für verwaiste Personen des weiblichen Geschlechts«. Um Korporationsrechte zu erwerben, schloss sie sich 1863 mit ihrer Gemeinschaft dem Johanniszweigverein und im selben Jahr dem Regulierten Dritten Orden des Heiligen Franziskus an. Durch ihre Initiative wurde die Würzburgerin Teil der religiös motivierten Bewegung, die im Zeitalter der Industrialisierung zahlreiche Ordensgemeinschaften und Diakonissenhäuser als Antwort auf die soziale Frage hervorbrachte.

Diese mutigen Aufbrüche schöpferischer Kraft im 19. Jahrhundert kamen von der Basis und waren getragen von charismatischer, erster Intuition. Nicht ohne kritischen Blick, aber auch teilweise mit Sympathien für manche Ideen der Aufklärung, versuchten sie,

neue Wege und Angebote für die Identifikation und Tätigkeitsfelder für Frauen zu finden. Gestützt auf das Modell von sozialer Mutterschaft wurden sie durch ihre starke Ausrichtung auf ihre Sendung eher unbeabsichtigt zur »Avantgarde« im kirchlich-pastoralen Handeln.

Leidvoll überschattete Kindheit und Jugend

Antonia Werr kam am 14. Dezember 1813 in Würzburg zur Welt. Ihr Geburtstag war überschattet vom Begräbnis ihres Vaters Joseph Werr, einem Beamten im königlichen Hofrentamt, der an Typhus verstorben war. Die 41-jährige Witwe Agnes Werr musste seitdem für den Lebensunterhalt der achtköpfigen Familie selbst aufkommen. Über die Kindheit und Jugend Antonia Werrs ist wenig bekannt. Unstrittig ist die solide Schulbildung, die sie genossen hat. Ihre Briefwechsel zeigen einen geschliffenen Schreibstil; seitenlange Analysen und Erzählungen lassen eine kluge Frau erkennen, die eigenständig dachte, sich ein festes Urteil bildete und selbstbewusst argumentierte. Als Jüngste übernahm Antonia Werr die Verantwortung für ihre Mutter und pflegte sie.

Nach dem Tod der Mutter 1841 dauerte die ernsthafte Suche Antonia Werrs nach ihrer Berufung 14 Jahre. Sie führte zu Aufenthalten bei den Schwestern vom Guten Hirten nach Belgien und Frankreich, zurück nach Würzburg und schließlich an 13 Orte in Unterfranken auf der Suche nach einem eigenen, neuen Ort. Begleitet wurde die Phase des Umbruchs und der Orientierung von innerer Unruhe, Krisen und Erschütterungen. Schließlich legte Antonia Werr im Beisein ihres Beichtvaters, Franz Ehrenburg OFMConv, im Würzburger Franziskanerkloster am 31. Juli 1848 ihr Privatgelübde ab. Nach und nach reifte in ihr der Entschluss, nach dem Vorbild der Guthirtinnen eine eigene Gründung vorzunehmen.



Junge Frauen heute im Antonia-Werr-Zentrum St. Ludwig

An der Seite der Ausgestoßenen

Einerseits politisch-konservativ und romantisch-national gesinnt, unterschied sich Antonia Werr doch vom nationalistisch-ultramontanen (streng päpstlichen) Milieu – und zwar durch ihre Offenheit für Impulse aus dem französischen Nachbarland, ihre Zusammenarbeit mit Protestanten sowie durch ihre klare Parteinahme für Ausgegrenzte. Dabei befähigte sie die spirituelle Ausrichtung an der Inkarnation und Entäußerung Gottes, sich mit Frauen zu solidarisieren, die sie zur »unglücklichsten, wahrhaft ärmsten Menschenklasse« zählte. Sie wollte sich Menschen annehmen, die schicksalhaft auf die Schattenseite des Lebens geraten und an den Rand der Gesellschaft gedrängt worden waren. Benachteiligt durch ungünstige Zustände in ihrer Herkunftsfamilie auf die schiefe Bahn geraten, wurden die Frauen kriminell oder rutschten – oftmals in Folge sexueller Gewalt – in die Prostitution ab. Nicht selten verfestigte sich das abweichende Verhalten der Verurteilten durch den Umgang mit anderen Straftäterinnen und Straftätern im Gefängnis. Auch die aus Antonia Werrs Sicht unzureichenden, ineffektiven staatlichen Maßnahmen trugen ihren Teil dazu bei, dass die Frauen ausgestoßen wurden und blieben: Nach ihrer Entlassung wurde ihnen jede Rückkehr in ein ehrbares Leben verwehrt.

Das Neuartige und Erstaunliche der Oberzeller Gründung bestand unter anderem darin, dass Antonia Werr rund ein halbes Jahrhundert nach Ausrufung der Menschenrechte und parallel zur einsetzenden *Ersten Frauenbewegung* die beschädigte Menschenwürde von Frauen zum Ausgangspunkt ihrer christlich motivierten Arbeit machte. An ihrem 40. Geburtstag zeigte sie in einem Brief erstmals schriftlich ihre Vision auf:

»Hier, wo die Menschen-Würde gleichsam in Trümmer zusammen gestürzt ist, hier ist es, wo solche Seelen am meisten einer Hand bedürfen, die der Herr dazu bestimmen kann, eben aus diesen Trümmern wieder durch Zusammenfügen der kleinsten Theile ein Ganzes zu machen.« (Brief vom 14. Dezember 1853)

Schnittstelle ihres sozial-pastoralen Ansatzes war die Menschenwürde, die Antonia Werr religiös mit der Gottebenbildlichkeit begründete und auf an den Rand gedrängte Frauen anwandte. Diese Würde kann einstürzen und zertrümmert werden. Indem sie sich in den Dienst der Resozialisierung stellte, wurde Antonia Werr – bildlich gesprochen – »Trümmerfrau« oder »Hebamme der Menschwerdung«. Das war weit mehr als Sozialarbeit oder Bewährungshilfe. Vielmehr verfolgte sie das therapeutische und sozial-pastorale Anliegen, den Frauen – wie sie im selben Brief schrieb – den »Frieden mit Gott wieder zu geben und sie wieder auszusöhnen mit einem, oft mehr unglücklichen als tief verschuldetem Geschicke«.

Das Erbe Antonia Werrs

In den Einrichtungen der Oberzeller Franziskanerinnen werden bis heute das Erbe Antonia Werrs und der Sendungsauftrag der Gemeinschaft fortgeführt. Wohnungslose Frauen finden ein Obdach, Beratung und Begleitung. Straftlassene Frauen werden unterstützt, ihr Leben in Freiheit verantwortlich zu gestalten. Migrantinnen, die aufgrund ihrer Herkunft in Deutschland in kulturelle oder religiöse Konflikte geraten, werden bei der Erweiterung ihres Selbstverständnisses unterstützt. Mädchen, die in ihren Familien physischer, psychischer und/oder sexueller Gewalt ausgesetzt waren und die sich aufgrund ihrer traumatischen Vergangenheit selbst verletzen, Ess- oder andere Verhaltensstörungen ausgebildet haben, werden in ihren Heilungswegen begleitet. Junge Frauen, die ihre Schul- oder Berufsausbildung abgebrochen haben, werden unterstützt, ihre Potenziale zu entdecken, eigene Perspektiven zu entwickeln und selbst gesteckte Ziele zu erreichen.

So wirkt die Arbeit Antonia Werrs bis heute nach.

Katharina Ganz osf

Katharina Ganz ist Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen.

Eine außergewöhnliche Frau

Ärztin für die Armen in Bolivien

Ich heiße Mayte: Maria Theresia Losada Monsalve, 1957 in Popayán, Kolumbien, geboren. Ich wuchs auf in dem Glauben, dass ich jung sterben werde. Ich lebte in Eile und unter Druck, versuchte, alle Aufgaben, die man mir auftrug, sofort zu erledigen, damit ich an dem Tag meines Abschieds sagen konnte: »Alles fertig, das Leiden hat sich gelohnt.«

Doch jeden Abend stellte ich fest: Es war noch nicht alles erledigt, für den nächsten Tag gab es noch so viel zu tun! Ich danke Gott für diese Chance, die er mir damit jeden Tag neu gibt, und weiß, dass er für mich sorgen wird. Mittlerweile kann ich mir sogar vorstellen, 100 Jahre alt zu werden.



Mayte (Mitte) mit Ignacio Harding ofm (re.), Leiter des Projektes San Lucas, und Pia Wohlgemuth (li.)

Mein Lebensweg

Ich bin die vierte Tochter von zehn Kindern, meine Eltern sind praktizierende Katholiken und seit 65 Jahren verheiratet. Mein Vater ist 99 Jahre alt, meine Mutter 82. Sie haben uns Kindern sehr viel Liebe gegeben – und tun es noch heute.

Mit 17 begann ich, Chemietechnik zu studieren, weil ich Dinge erforschen und erfinden wollte, die den Menschen helfen. Zu dieser Zeit traf ich eine Gruppe junger Leute, durch die ich in existenzieller Weise mit meinem Schöpfer in Verbindung kam. Meine Werteskala veränderte sich entsprechend. Ich gab meine Karrierepläne auf und widmete mein Leben den Armen. Ich lebte einige Zeit mit den Ärmsten der Armen im Regenwald. Sie litten sehr unter Malaria, Tuberkulose, Anämie und Unterernährung. Wir kamen zu der Erkenntnis, dass ich ihnen am besten helfen könnte, wenn ich Medizin studiere. Ich schloss mein Studium ab und freute mich darauf, nun zusammen mit einer Gruppe von Laienmissionaren mit ihnen im Urwald zu leben. Meinem Traum wurde nach 40 Tagen ein jähes Ende gesetzt, weil ich beschuldigt wurde, den Guerilleros zu helfen, obwohl man in der ganzen Gegend keinen Guerillero gesehen hatte. Ich kam gerade noch mit dem Leben davon – Gott sei Dank!

Mein Leben nahm nun einen anderen Weg. Ich dachte, eine Heirat ist nur sinnvoll, wenn die Ehepartner die Kräfte bündeln und für dieselben Ideale kämpfen. Ich heiratete Carlos Arturo, einen fähigen Mann, der wie ich bereit war, für die Option für die Armen Risiken einzugehen und dem Ruf des Evangeliums zu folgen. Wir waren 23 Jahre zusammen, unsere Liebe brachte fünf Kinder hervor und wir widmeten unser Leben unseren leidenden Brüdern und Schwestern in Lateinamerika. Heute gehen wir getrennte Wege.

Selbstloser Einsatz

Seit 32 Jahren arbeite ich als Ärztin und setze in verschiedenen Teilen Südamerikas Projekte zur primären Gesundheitsversorgung in verarmten Gemeinden um. Eigentlich war mein Einsatz in Bolivien nur für drei Jahre geplant. Doch die hohe Mütter- und Kindersterblichkeit zwangen mich, auf unbestimmte Zeit zu bleiben. Jetzt arbeite ich schon 22 Jahre in der Fundación Arquidiocesana San Lucas in Cochabamba. Mit einer exzellenten Mannschaft bringen wir dringende ärztliche Hilfe und gesundheitliche Aufklärung in die indigenen Gemeinden in den Bergen rund um Cochabamba. In diesem unwegsamen Gebiet ohne befestigte Straßen, meist ohne Strom und ohne fließendes Wasser, leben Quechuas vom Stamm der Laraty und der Khukuyu. Wir betreuen sie jetzt seit zehn Jahren und konnten die Müttersterblichkeit fast auf Null verringern. Auch die Todesfälle der Kinder, die an Unterernährung, Durchfall, Lungenentzündung oder Infektionskrankheiten leiden, gingen fast auf Null zurück.

Jede Familie, der ich helfen kann, ist für mich immens wichtig. Jeder Einzelne in seinem manchmal ausweglos erscheinenden Leben verdient meine, verdient unsere Hilfe.

Maria Theresia Losada Monsalve

Maria Theresia Losada Monsalve ist Ärztin und engagiert sich seit mehr als 20 Jahren für das Projekt San Lucas in Cochabamba in Bolivien.

Übersetzung aus dem Spanischen:
Pia Wohlgemuth

Machismus in Bolivien

Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen

In Bolivien, wie in anderen lateinamerikanischen Ländern, hat der Machismus ein unendliches Leiden für Frauen der verschiedenen sozialen Schichten und jeden Alters verursacht. Machismus basiert auf dem übertriebenen Selbstwertgefühl des Mannes. Der Begriff (aus dem Spanischen: »machismo«, männlich) beschreibt eine Kultur und Verhaltensweise, die Frauen unterdrückt, geringer achtet und bei der sie gesellschaftliche Nachteile erleiden.

Bis vor Kurzem bedeutete Frausein in allen Kulturen, das Gegenstück des Mannes zu sein. Geboren, ihn zu ergänzen und all seine Bedürfnisse zu befriedigen. Wir Frauen mussten lernen, die Familie zu stützen und sie vorwärts zu bringen, trotz aller Widersprüche der Männer, der Untreue, der fehlenden Verantwortung und der Gewalt aller Art.

Auch heute noch wird die Geburt eines Mädchens oft als Schande betrachtet und die eines Jungen als Glück. Die Geburtshelferin verlangt bei einem Jungen mehr Geld als bei einem Mädchen, weil ein Junge mehr wert ist. Von klein auf lernt das Mädchen, seinen Brüdern zu dienen, zu kochen, sich um die Tiere zu kümmern, die Kleider zu waschen und über alle Missbräuche und Belästigungen zu schweigen, von denen es Opfer ist und die sogar manchmal von Vätern oder Brüdern begangen werden. Für ein Mädchen ist Schule nicht wichtig, da ein Mädchen später »nur« eine gute Ehefrau, eine gute Mutter, Händlerin, Arbeiterin, Erzieherin, Köchin und Putzfrau sein muss. Erholung, Freizeit oder Ferien sind Begriffe, welche im Verständnis der verarmten Gesellschaft keinen Platz haben.

Hilfe durch das Projekt San Lucas

In den weit abgelegenen Gemeinden, in denen wir vom Projekt San Lucas arbeiten, ist eine Hochschulbildung für junge Menschen eine Utopie, vor allem für Frauen. Außerdem sind qualifizierte Arbeitsmöglichkeiten für Frauen sehr selten, es ist praktisch aussichtslos für Mütter oder Schwangere, Arbeit zu finden. Obschon es ein Gleichstellungsgesetz für Geschlechter und gegen Diskriminierung gibt, ist es noch ein langer Weg, bis wir Frauen in Bolivien irgendwann den uns in der Gesellschaft zustehenden Platz einnehmen können.

Das Projekt San Lucas ist seit seiner Gründung Zeuge von Leid und Ungerechtigkeit, welche die Frauen vor allem der armen Gemeinden ertragen müssen. Wir wollen die Frauen qualifizieren und ihnen unsere bestmögliche Unterstützung geben. Wir vermitteln Kenntnisse, die sie dann selbstbewusst weitergeben können.

Wir versuchen, die Identität der Frauen – als Herz des Lebens und der Familie – zu stärken, damit sie imstande sind, ihren Kindern zu helfen selbstsicher aufzuwachsen, frühzeitig Krankheiten und Zeichen von Misshandlung zu sehen und diese zu melden sowie Gewalt gegen sie selbst vorzubeugen und anzuzeigen. Außerdem sollen sie die lokalen Ressourcen bestmöglich ausnutzen, um ihrer Familie eine angemessene Ernährung zu verschaffen, in Frauengruppen in solidarischen Läden arbeiten, ihre eigenen Mittel verwalten und ihre Bedürfnisse und Erfolge teilen können. Auch Zeit zur Erholung und zum Ausruhen muss gewährleistet sein.



Was birgt die Zukunft für Bolivianerinnen?

Frauen sollen die Möglichkeit haben, an den Versammlungen des Dorfrates teilzunehmen, die neuen Gesetze der politischen Verfassung Boliviens zur Rolle der Frau umzusetzen und ihre Menschenrechte kennenzulernen und wahrzunehmen.

Schlussendlich ist der wichtigste Beitrag des Projektes San Lucas, den Frauen, Mädchen, Jungen wie auch Männern zu helfen, die unendliche Liebe Gottes für jeden Einzelnen zu entdecken, sodass sein Wunsch, »sie sollen das Leben haben und es in Fülle haben« (Joh 10,10), ein Stück verwirklicht wird.

Maria Theresia Losada Monsalve

Maria Theresia Losada Monsalve ist Ärztin und engagiert sich seit mehr als 20 Jahren für das Projekt San Lucas in Cochabamba in Bolivien.

Übersetzung aus dem Spanischen:
Piero Rivera

Meilensteine in der Entwicklung der Frauenrechte innerhalb der Vereinten Nationen

Angeleitet durch die Sorge um Schöpfung, Frieden und soziale Gerechtigkeit versucht Franciscans International (FI) die Anliegen aller franziskanischen Schwestern und Brüder bei den Vereinten Nationen (UN) einzubringen. Gewalt, Missbrauch und Diskriminierung von Frauen und Mädchen spielen in der täglichen Lebenswirklichkeit und Arbeit vieler Franziskanerinnen und Franziskaner weltweit eine zentrale Rolle. Seit der Anerkennung von FI als Nichtregierungsorganisation bei der UN im Jahr 1995 ist deshalb der Kampf für den Schutz und die Rechte von Frauen und Mädchen ein Kernthema. Durch die Mitarbeit in den entsprechenden UN-Gremien, spezielle Weiterbildungsangebote und gezielte Öffentlichkeitsarbeit engagiert sich FI weltweit gegen die Diskriminierung von Frauen.



Quelle: www.franciscansinternational.org

1946 1948

Erste Sitzung der »Kommission zur Lage der Frau«

Die Menschenrechtserklärung gilt für alle Personen, unabhängig von Geschlecht oder anderen Merkmalen

1975 1976

Erste »UN-Weltfrauenkonferenz« in Mexiko-Stadt

Gründung des »Internationalen Forschungs- und Ausbildungsinstituts zur Förderung der Frau« (INSTRAW) und des »Entwicklungsfonds der Vereinten Nationen für Frauen« (UNIFEM)

1981

Mit der Ratifizierung durch 20 Länder wird die »Konvention zur Beseitigung von Diskriminierung gegen Frauen« verabschiedet

1995

Auf der 4. Weltfrauenkonferenz in Peking wird die »Beijing Declaration« mit einem umfangreichen Maßnahmenkatalog zur Gleichstellung von Frauen und Männern verabschiedet

2006

Die »Konvention zur Beseitigung von Diskriminierung gegen Frauen« wird von 182 Ländern ratifiziert, das Zusatzprotokoll von 78 Ländern

Forderungen von Franciscans International im Einsatz für die Rechte von Frauen und Mädchen

Die »Konvention zur Beseitigung von Diskriminierung gegen Frauen« inklusive Zusatzprotokoll muss von allen Regierungen ratifiziert und effektiv umgesetzt werden.

Gewalt gegen Frauen und Menschenhandel mit Frauen und Kindern müssen als Kriminaldelikte in die nationalen Gesetzgebungen aufgenommen werden.

Menschen- und Arbeitsrechte müssen vollständig auf weibliche Arbeitsmigration ausgedehnt werden – unabhängig vom Einwanderungsstatus.

Die Regierungen müssen ihre Bemühungen verstärken, Diskriminierung und Stigmatisierung von Frauen und Mädchen in Bezug auf HIV und Aids zu stoppen.

Vorbeugende, aufklärende und kurative Maßnahmen müssen gleichberechtigt zugänglich sein.

Vorbildcharakter

Frauen der Bahnar in Vietnam



Frauen der Volksgruppen Kinh und Bahnar

Es ist nicht zu leugnen, dass Frauen in bestimmten Regionen und Kulturen dem anderen Geschlecht als nicht ebenbürtig angesehen werden. Dabei leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung von Familien und Gesellschaften – und das weltweit. Ich bin eine vietnamesische Frau aus der Minderheiten-Volksgruppe der Bahnar. Was das bedeutet, beschreibe ich hier.

Frauen im traditionellen Vietnam

Vietnam hat eine klar strukturierte Sozialordnung und die Rollenverteilung ist von vornherein festgelegt – auch heute noch. Frauen wird von Geburt an beigebracht, sich traditionell zu verhalten und danach zu leben. In früheren Zeiten, als noch das Feudalsystem in Vietnam herrschte, wurden Frauen eindeutig missachtet. In der Feudalgesellschaft gab es zum Beispiel keine Frau, die einem politischen Geschäft nachging. Sie verbrachten ihre ganze Zeit mit Hausarbeiten: Sie führten den Haushalt, kümmerten sich um die Eltern und Schwiegereltern, bestellten den Garten sowie das Feld und webten Stoffe. All das, was die Frauen taten, war für die Familie Segen und Reichtum. Doch dies wurde nicht anerkannt. Frauen sollten nach dem konfuzianistischen Idealismus vier Tugenden erfüllen: Fleiß (Ausdauer), Gepflegtheit, behutsames Reden, ein sanfter Charakter.

Gleichzeitig sollten sie nach bestimmten Regeln leben: »Die treue Frau gehört dem Gatten allein.« »Die Ehefrau ordnet sich dem Ehemann unter.« »Die Geburt eines männlichen Erstgeborenen ist besonders wichtig.«

Langsame Emanzipation

Erst nach der sogenannten August-Revolution von 1945 haben Frauen in Vietnam begonnen, ihre Stimme zu erheben und sich in die Gesellschaft einzubringen. Doch die Emanzipation ging nur langsam voran. Dort, wo noch das Feudaldenken und traditionelle Familien vorherrschten, stießen die modernen Frauen weiter auf Ablehnung. Diejenigen, die am alten Denken festhalten, können nicht nachvollziehen, dass Frauen mündige Personen sind.

Die Gesellschaft an sich befürwortet zwar die Freiheit aller, aber hinsichtlich der Freiheit der Frau sieht es in der Realität oft anders aus. Frauen sind in vielen Bereichen noch nicht akzeptiert und müssen weiter die traditionelle Rolle annehmen. Sie widmen ihre Zeit der Familie, führen den Haushalt, kümmern sich um Kinder, Eltern und Schwiegereltern.

Erst in den letzten Jahren nehmen Frauen verstärkt Anteil an der neuzeitlichen Gesellschaft. Frauen arbeiten in vielen Bereichen und besetzen Positionen in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Bildung. Manche erreichen sogar Spitzenfunktionen. Vor solchen Frauen zeigen Männer zwar Respekt, aber sie missgönnen den Frauen auch ihren Erfolg.

Heute zeigen Frauen sich in der Öffentlichkeit emanzipiert, doch Zuhause verkörpern sie immer noch die Rollen als gute Gattin, warmherzige Schwiegertochter, fürsorgliche Mutter und vorbildhafte Person.

Frauen der Bahnar

Bahnar sind eine der Volksminderheiten in Vietnam und haben sich vor langer Zeit auf dem Hochgebirge (Truong Son) angesiedelt. In dieser Gegend sind sie eine der größten Volksgruppen und verfügen über eine reichhaltige Kultur. Von Generation zu Generation werden die kulturellen Reichtümer immer größer. Sie sind zu Wesensmerkmalen der Bahnar geworden. Bedingt durch ihren Lebensraum, das Hochgebirge, ist es noch gang und gäbe, dass sie ihr Leben durch Selbstversorgung bestreiten, wie Ackerbau, Viehzucht, Jagen und Sammeln.

Auch das Handwerk spielt eine wichtige Rolle: Von Kindesbeinen an sitzen zum Beispiel die Mädchen im Beisein ihrer Mutter am Webstuhl und eignen sich Wissen und Erfahrungen dieser Tradition an. Das Erlernen der Webarbeit ist nicht nur ein Beitrag zur Pflege der Kultur, sondern befähigt die Mädchen, sich bewusster auf die weibliche Rolle und danach auf das Familienleben vorzubereiten.

Ursprünglich praktizierten die Bahnar das Matriarchat. Das Matriarchat zeichnete die Frau dadurch aus, dass sie Hausherrin und erberechtigt nach dem Tod der Mutter ist. Heute wird es nur noch bei kleineren Gruppen in abgelegenen Regionen praktiziert.

Austausch von Kulturen

Vor dem Kontakt mit anderen vietnamesischen Volksgruppen basierte das ganze Wissen der Bahnar über die eigene Kultur auf mündlicher Überlieferung. Die Bahnar besaßen keine Schriftsprache. Dank der Frauen blieb das kulturelle Wissen erhalten. Frauen waren einst wie ein lebendiges Buch, das Erzählungen, Gottesglauben, Götterverehrung, Sitten, Brauchtümer und Volksmusik dokumentierte und weitergab.

Im Hinblick auf den Kulturaustausch mit anderen Völkern, insbesondere mit Vietnamesen, haben die Frauen der Bahnar deren Kultureigenschaft und latinisierte Schriftsprache

angenommen. Dies zeigt sich auch in dem Rollenbild der Frau. Traditionell sind die Frauen der Bahnar in ihrer Kultur sehr angesehen. Sie genießen den Status, dem Mann vorangestellt zu sein. So vermitteln sie ein Lebensbild, das zeigt, was Frauenrecht bedeutet. Möge dieses Bild weiter fortbestehen.

Tuyét H'

Tuyét H' lebt in Gia Lai und studiert an der Musikhochschule in Hue. Sie gehört zur Volksgruppe Bahnar.

Übersetzung aus dem Vietnamesischen:
Tin Dao



Traditionelle Straßenhändlerin

Schufften und Leiden

Frauenschicksale in Bangladesch



Textilarbeiterinnen und -arbeiter schufften oft unter unmenschlichen Bedingungen.

Mit einer Bevölkerungsdichte von über 1.000 Personen pro Quadratkilometer (in Deutschland ungefähr 235 Personen pro Quadratkilometer) ist Bangladesch eines der dicht bevölkertsten Länder der Erde. Hier lebt laut Statistiken der Weltbank ein Drittel der Bevölkerung unter der Armutsgrenze (mit weniger als 1,60 Euro pro Tag). Zudem ist Bangladesch ein durch Naturkatastrophen und die Auswirkungen der globalen Erwärmung (Überschwemmungen, Wirbelstürme, schwere Monsunregen sowie Dürre) besonders gefährdetes Land.

Kurz, das Alltagsleben in Bangladesch ist für die Mehrheit der Bevölkerung mit vielen Herausforderungen verbunden. Frauen tragen dabei besonders schwer mit. Eine Studie der Welthungerhilfe hat kürzlich gezeigt, dass 18 Prozent aller Frauen in Bangladesch chronisch unterernährt sind, ein Drittel leidet unter Anämie (Blutarmut) oder Mangel an wichtigen Spurenelementen.

Die Verfassung in Bangladesch schützt die Rechte der Frauen ausdrücklich in mehreren Artikeln sowie in den generellen Bestimmungen der Gleichheit. Frauenrechte sind ebenso mehreren Gesetzen zugrunde gelegt, die bestimmte Formen von Gewalt verbieten, so zum Beispiel im Gesetz zum Verbot der Mitgift, Gesetz gegen Grausamkeiten gegenüber Frauen, Gesetz zur Unterbindung unlauteren Handels mit Frauen und Mädchen (Prostitution), Gesetz zur Prävention von Unterdrückung von Frauen und Kindern. Doch der Alltag sieht oft ganz anders aus.

In der Textilindustrie

Billige Kleidung kann Leben kosten! Einer der wichtigsten Arbeitsbereiche für Frauen ist die Textilindustrie, eine der größten Industrien des Landes: Sie macht fast 20 Prozent des Bruttosozialprodukts aus. Schätzungsweise 90 Prozent der Arbeitskräfte sind Frauen. Allerdings machen häufig die Arbeitsbedingungen das Leben der Frauen nicht leichter. Sie arbeiten oft 16 Stunden am Tag, auch wenn der Arbeitsvertrag nur 8-Stunden-Tage ausweist, für einen monatlichen Lohn von mittlerweile rund 50 Euro. Der tragische Einsturz eines neunstöckigen Gebäudes im April 2013, in dem mehrere Textilfabriken untergebracht waren, hat die Mängel an Sicherheitsvorkehrungen am Arbeitsplatz nur zu deutlich gemacht: mindestens 1.135 Tote, über 2.500 Verletzte und mehrere bis heute vermisste Menschen. Der heutige Mindestlohn von 50 Euro pro Monat beinhaltet eine Steigerung von 79 Prozent, die nur aufgrund des Drucks von internationalen Organisationen und Anderen angesichts dieser Katastrophe vorgenommen wurde. In Zeiten vor dieser nationalen Tragödie waren monatliche Löhne von 35 Euro keine Seltenheit.

Häusliche Gewalt

In Scheidungsprozessen brauchen Frauen traditionsgemäß einen nachgewiesenen gültigen Scheidungsgrund, damit das Gericht eine zustimmende Entscheidung fällt. Männer hingegen müssen in den meisten Fällen keinen Grund vorlegen und können sich daher jederzeit von ihren Frauen scheiden lassen.

Die häusliche Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit von Frauen ist ebenfalls oft begrenzt. Zum

Beispiel sagen 48 Prozent der Frauen in Bangladesch, dass ihr Ehemann die alleinige Entscheidungsgewalt über Gesundheitsfragen der Frauen innehat, 35 Prozent geben an, dass es der Ehemann ist, der über Besuche zu Freunden und Verwandten entscheidet.

Bangladesch hat eine der höchsten Raten in Kinderehen und frühen Mutterschaften in der Welt. Die Folgen von Kinderheiraten sind häufig sehr frühe und ungewollte Schwangerschaften – oft mit lebensgefährlichen Konsequenzen aufgrund von eintretenden Komplikationen. Das belegt die hohe Müttersterblichkeitsrate. Schlechte Gesundheitszustände dieser Frauen sind die Folge von früher Mutterschaft, dazu kommen Unterernährung, begrenzter Zugang und begrenzte Nutzung der Gesundheitsversorgung, sowie Mangel an Wissen und Bildung.

Häusliche Gewalt ist ein allgegenwärtiges Problem in Bangladesch und stellt eine große Bedrohung für die Sicherheit von Mädchen und Frauen dar. In einer Studie von 2007 wird berichtet, dass mehr als die Hälfte der verheirateten Frauen im Alter zwischen 15 und 49 Jahren angeben, Opfer von körperlicher oder sexueller Gewalt ihrer Ehemänner geworden zu sein. Ein Viertel gab an, derartige Gewalt in der Vergangenheit erlebt zu haben. Hintergrund ist auch, dass ein Drittel von Männern und Frauen es für gerechtfertigt halten, dass der Ehemann seine Frau in bestimmten Situationen schlagen darf.

Traurigerweise ist Selbstmord ebenso nicht selten unter Mädchen im Alter von 14 bis 17 Jahren. Die Studie in Bangladesch über Gesundheit und Verletzungen von 2004 berichtet, dass mehr als 2.200 Kinder, darunter 1.500 Mädchen, Selbstmord begangen haben. Neuere Daten müssen noch gesammelt und veröffentlicht werden.

Opfer von Säureangriffen

Diese Zahlen sagen aber noch nichts über eines der schlimmsten Verbrechen an Frauen aus, die Säureangriffe. Statistiken zufolge ist die Mehrheit der Säureopfer jünger als 18 Jahre. Gründe für solche Anschläge können vielfältig sein, ein typischer Grund ist die Ablehnung eines Heiratsantrags oder wenn die Familie die erwartete Mitgift nicht zahlen kann, obwohl Forderungen nach Mitgift als Teil des Heiratsabkommens sowohl nach staatlichen Gesetzen als auch religiösen Verordnungen verboten sind. Folgen sind Verätzungen meist im Gesicht, aber auch an anderen Körperteilen, ein unvorstellbares Trauma, der soziale Ausschluss des Opfers aus seiner nächsten Umgebung und allgemeine soziale Verachtung.

Inzwischen haben es mehrere Initiativen, teilweise von internationalen Organisationen unterstützt, geschafft, die Anzahl solcher Anschläge zu reduzieren. Verfügbare Daten zeigen, dass in den letzten zehn Jahren die Opferzahl von 496 Frauen in 2002 auf 118 in 2011 zurückgegangen ist. Allerdings ist das tatsächliche Ausmaß der Nutzung von Säure in Angriffen auf Frauen nicht bekannt. Auch wenn die Anzahl der Fälle zurückgehen mag, bleibt die Verurteilung der Täter weiterhin eine Herausforderung, angesichts der bisherigen Verurteilungsquote von einem Sechstel in den angezeigten Fällen.

Ausblick

Obwohl Bangladesch das einzige Land in der südostasiatischen Region ist, das Gendern in Grund- und weiterführenden Schulen eingeführt hat – und somit eins der sogenannten Millennium-Entwicklungsziele der Vereinten Nationen (UN) erreicht hat –, bleibt es auf niedrigster Stelle gemäß Indikatoren für Geschlechtergleichheit des Entwicklungsprogramms der UN (116 von 137). Hoffnung jedoch gibt, dass die Stärkung der Frauen

eine der sieben Prioritäten des derzeitigen 5-Jahres-Plans der Regierung in Bangladesch ist. Das zeigt, dass Probleme erkannt und angegangen werden.

Bangladesch ist ein Land, in dem sowohl die Führung der Regierung als auch die Führung der größten Opposition in den Händen einer Frau liegt. Weiterhin ist es eines der wenigen Länder in der Region, die eine Frauenquote im Parlament eingeführt haben. Um die Achtung der Frauenrechte weitreichend durchzusetzen, ist es jedoch nötig, die dargestellten Probleme zu überwinden. Die Vereinten Nationen und andere internationale und nationale Organisationen haben bislang unermüdlich daran gearbeitet, der Situation von Gewalt und Missbrauch entgegenzutreten. Die Umsetzung der Frauenrechte erfordert allerdings eine größere Koalition von Organisationen, Institutionen und Aktionen, um dieses Ziel eines Tages zu erreichen.

Gerson Brandão

Gerson Brandão ist Berater für Humanitäre Angelegenheiten der Vereinten Nationen.

Respekt und Liebe

Zu Besuch in Urubichá, Bolivien



In der Musikschule wird mit viel Freude Musik in Praxis und Theorie gelehrt und gelernt.

Christine Teske ist begeisterte Musikerin. Sie lernte vor drei Jahren in einem Orchesterprojekt zwei Studenten aus Urubichá kennen, die ein Jahr lang in Deutschland studieren durften. Auf Einladung der beiden reiste sie im vergangenen Jahr zum ersten Mal nach Urubichá und hat seitdem viele Spendenprojekte dort geleitet. Die Frauen vom Stamm der Guarayos in Urubichá, dem kleinen Amazonasdorf in Bolivien, haben sie sehr beeindruckt. Darüber berichtet sie hier:

Zum zweiten Mal durfte ich für zehn Wochen zu Gast sein in Urubichá, um mit den Musikerinnen und Musikern der Musikschule gemeinsam zu musizieren, das Barockmusikfestival vorzubereiten, ihr Leben zu teilen.

Wie im vergangenen Jahr war ich verzaubert und tief bewegt von den Menschen in Urubichá, den Guarayos, die so ganz anders sind als die meisten Menschen meines Landes! In der Musikschule habe ich nirgendwo »machohaftes« Verhalten erlebt.

In gegenseitigem Respekt wird erkannt, wie wunderbar es sich lebt in der Ergänzung der Geschlechter miteinander. Bildung ist auch hier das Zauberwort. Das bedeutet, dass das Leben sich in großem Respekt, in liebevoller Rücksichtnahme, im Austausch auf Augenhöhe lebendig und freundschaftlich in jedem Moment gestaltet. Und wie sehr wird der Charakter dieses Volkes durch ihr kreatives, schöpferisches Tun geformt! Im gemeinsamen Musizieren erfährt der junge Mensch mit anderen zusammen, wie etwas Erhabenes erwächst aus dem Schaffen von musikalischer Harmonie. Das erlebt hier jedes indigene Mädchen, jede junge Frau beim Musizieren, aber auch beim Weben einer Hängematte, beim Wirken des Baumwollfadens mit einer Handspindel. Der Umgang miteinander ist von Rücksichtnahme geprägt. Dieses Tun fördert den Charakter des Einzelnen, der so zu einem wichtigen Glied der Gemeinschaft wird.

Erlebnis Busfahren

Um den Charakter speziell der Frauen aus diesem Amazonasdorf zu beschreiben, möchte ich von einer Busfahrt von Santa Cruz nach Urubichá erzählen: Die Fahrt ist ein Erlebnis. Jedem Besucher würde ich raten, dieses Transportmittel zu nutzen, auch wenn die Fahrtzeit acht bis neun Stunden, fast ohne Pause, dauert. Denn sie gibt einem die Möglichkeit, etwas über die Mentalität und das Wesen der Frauen zu erfahren.

Und wie habe ich die geduldigen Menschen bewundert! Gleich auf der ersten Fahrt platze ein Reifen und die Fahrt verzögerte sich enorm, da auch noch Rauch aus der Motorhaube aufstieg und die Fahrer unter dem Fahrzeug verschwanden. Doch kein Unmutslaut war zu hören, die Männer stiegen aus, um zu helfen, die Mütter erzählten den Kindern Geschichten, ihre Mythen, von Pachamama (die weibliche Gottheit der indigenen Völker Boliviens) war die Rede. Andere spielten mit den Kindern

und auch ich wurde wie selbstverständlich eingebunden. Die Kleinen machten sich über meine »Silberfäden« her, graue Haare kennen sie nicht und jedes Kind möchte doch einen Silberfaden haben. Den Müttern habe ich zu verdanken, dass ich überhaupt noch Haare behalten habe. Ganz sanft und ohne Vorwurf erklärten sie den »Haarjägern«, dass das Ausreißen der Haare für mich schmerzhaft sei und dass wir doch lieber ein anderes Spiel zusammen spielen könnten.

Also verwandelte sich der Bus in den Urwald. Alle Tiere des Waldes sollten dargestellt und erraten werden: Schlangen wanden sich durch den Gang und über die Sitze, Krokodile, Kobras, Tiger, Kaimane fauchten, drohten, brüllten durcheinander, bis der Bus sich endlich wieder in Bewegung setzte.

Wenn ein Kind anfängt zu quengeln, lässt jede Mutter es selbstverständlich durch den Bus krabbeln – auch das Kleinkind. Jeder Mitfahrer wird in diesem Moment zu Vater, Mutter, Bruder, Schwester: Das Kind kräht wieder fröhlich, spielt mit einem anderen Kind oder findet Haare, die es flechten kann, erforscht die Welt auf seine Weise. Das ist etwas, was ich als so wohltuend bei den Guarayos erlebe: Sie haben ein großes Vertrauen in ihre Mitwelt, reglementieren viel weniger als in unserer europäischen Welt und sind doch zur Stelle, wenn Gefahr droht.

Ich erlebe hier, mit wie viel Feingefühl und Lebensgefühl die Kinder aufgefordert werden, ihre Welt zu erforschen und zu gestalten. Von ihren Müttern, Großmüttern, Schwestern und Tanten werden sie eingeladen, vertrauend in diese schöne Welt hineinzutreten, mit Respekt und Liebe.

Fit für die Zukunft

Die Musikschule wie auch die Handarbeitsschule, die von Walter Neuwirth ofm (siehe Buchtipp) sowie von Ludmilla

Wolff osf ins Leben gerufen wurden, haben eine wichtige Aufgabe in Urubichá. Jeder, der diese Schule durchlebt, wird am Ende mit einem Berufsabschluss belohnt und ist damit auch in der Lage, für den Lebensunterhalt mit beizutragen. Das ist etwas ganz Besonderes, denn solch eine praxisorientierte Schulbildung bereitet die Kinder wunderbar auf das Leben vor: So wird die kleine Tochter des Geigenbauers nicht abgewiesen, wenn sie mit ihren drei Lebensjahren nach den Hölzern greift, aus denen die kostbaren Instrumente gebaut werden. Mit liebevoller Geduld zeigt der Vater, wie aus dem Holz das Instrument Gestalt annimmt. Die kleinen Hände lernen mit Schnitzmesser und Hobel umzugehen und bald erwächst unter den Kinderhänden ein neues Instrument. Diese Fähigkeit wird dann in der Schule verfeinert und voller Stolz hält nach der Schulzeit solch ein Mädels ihr Geigenbaudiplom in der Hand. Die Handarbeit und die Musik haben in Urubichá einen hohen Stellenwert.

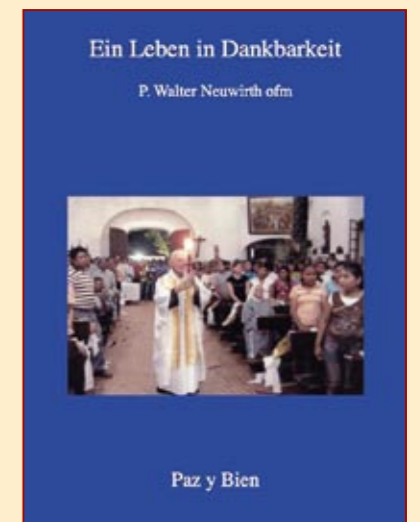
Alle wissen, dass das Zusammenleben nur dann gelingen kann, wenn jeder seinen Beitrag im sozialen Gefüge leistet. Fast alle Dorfbewohner achten sehr intensiv auf die Kinder. Eine Großmutter stellt sich mutig in den Weg, wenn einem der Kinder Gefahr droht.

Überhaupt gelten die Großmütter hier mit Recht als gereifte, weise Frauen, die man um Rat fragt, ob jung oder alt. Sie haben Erfahrung in allen Bereichen des Lebens, sind geformt worden, indem sie sich den Herausforderungen des Lebens gestellt haben. Und sie haben das Leuchten in den Augen bewahrt und die Liebe zum Nächsten. Das ist überhaupt mein Eindruck: Die indigenen Frauen geben einem immer das Gefühl, der wichtigste Mensch in ihrem Leben zu sein, den sie unentwegt schützen müssen. Und immer haben sie das große Bedürfnis, einem zu versichern, wie lieb sie einen haben, wie

wertvoll ihnen die Freundschaft ist! Ich kann sie nur erwidern und aus ganzem Herzen hoffen und beten, dass sie den verdienten Respekt immer von allen Völkern erhalten. Mögen die Menschen von Urubichá ihre Nächstenliebe bewahren und immer den großen Schutz erfahren im Sinne des großen Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy: »Denn er hat seinen Engeln befohlen über Dir, dass sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen.« (nach Psalm 91,11)

Christine Teske

Christine Teske ist begeisterte Musikerin und engagiert sich durch Spendenprojekte für die Menschen in Urubichá.



Ein Leben in Dankbarkeit

Walter Neuwirth ofm, seit 1966 Missionar in Bolivien, hat am 9. August sein 50. Priesterjubiläum gefeiert. Wir gratulieren ihm herzlich! Walter Neuwirth hat ein Buch über sein Lebenswerk geschrieben, das wir schon an einige seiner Spender verschickt haben. Es sind noch ein paar Exemplare vorhanden, die wir Ihnen auf Nachfrage gerne zusenden.

Machtlose Frauen

Erfahrungen aus der Gesundheitsarbeit in Bolivien

Im Februar 2014 begab ich mich zum elften Mal auf den weiten Weg nach Bolivien. Seit mehr als zehn Jahren arbeite ich zusammen mit den Tertiarschwwestern des Heiligen Franziskus für Kinder in Ascensión de Guarayos.



Dr. Ute Glock mit den Mitarbeiterinnen Adriana Arrodondo (li.) und Pastora Ascu (re.)

In dieser Region wohnen circa 40.000 Menschen überwiegend indigener Herkunft. Ihre Behausungen sind Bretterhütten mit palmgedeckten Dächern, die den Witterungseinflüssen kaum standhalten. Es fehlen Elektrizität, Kanalisation und sauberes Trinkwasser. Mehr als 80 Prozent der Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze. Ein funktionierendes Sozialsystem gibt es nicht, sodass Krankheiten, Unfälle und Arbeitslosigkeit allzu oft zu Elend und Hoffnungslosigkeit führen.

Besonders betroffen sind die Kinder: Chronische Krankheiten, Missbildungen, Behinderungen sowie Mangelernährung verschließen ihnen eine halbwegs positive Zukunft. Eine Schulbildung können sich viele Eltern nicht leisten, weil Lernmaterialien selbst finanziert werden müssen.

Hilfsprojekte für Frauen und Kinder

Die Franziskanerschwestern in Guarayos und unsere kleine Frauengruppe im hessischen Büdingen haben deshalb begonnen, sich den Herausforderungen Boliviens zu stellen. Unsere »Auftraggeber« sind diejenigen, die aus eigener Kraft keine Perspektive haben. So sind im Laufe der Jahre die kleine Urwaldschule »Nueva Esperanza« (Neue Hoffnung), das Behinderten-Zentrum »TAU« sowie das Ernährungszentrum »SANTA CLARA« entstanden. Das sind Kinderprojekte, die automatisch auch Frauenprojekte sind. Es geht um Mütter, Großmütter, große Schwestern oder Tanten, die die Verantwortung für die Kinder übernehmen müssen. Schon im ersten Jahr meiner regelmäßigen Besuche in Guarayos sehe ich mich mit der Realität der Frauen konfrontiert, für die Gleichberechtigung oder Selbstverwirklichung nicht vorgesehen sind. In einer Welt der Männer müssen sie sich unterwerfen und dem Mann gehorchen. Sie wirken auf mich fügsam und unterwürfig. Missachtung, Demütigung und Gewaltanwendung sind keine Seltenheit, auch Vergewaltigungen, über die man kaum noch spricht, sind an der Tagesordnung.

Dominante Männer

Im Jahr 2004 arbeitete ich vier Wochen lang mit der Kinderärztin

Dr. Veronica Viruez Varga in der Kinderklinik des Hospitals Guarayos. Bei einem besonders drastischen Fall ging es um ein kleines Mädchen von circa fünf Jahren, die mit einer schlimmen Genitalblutung von ihrer Großmutter in die Sprechstunde gebracht wurde. Die Untersuchung ergab den dringenden Verdacht auf sexuellen Missbrauch. Zur Bestätigung ihrer Verdachtsdiagnose veranlasste Dr. Veronica eine gynäkologische Begutachtung durch einen Klinikkollegen, einen Mann. Er verharmloste die Verletzung und erklärte sie als Pfählungsverletzung. Danach sprachen wir eingehend mit der Großmutter, die dann zugab, dass das Mädchen mit dem wesentlich älteren Bruder allein zu Hause gewesen ist. Offensichtlich ist es schon früher zu ähnlichen Geschehnissen gekommen, die allerdings nicht ärztlich behandelt werden mussten. Wir rieten der Großmutter dringend, das Kind nicht mehr unbeaufsichtigt zu lassen.

Ein weiteres Problem sind die Frühschwangerschaften. Immer wieder begegne ich jungen Mädchen von 13 bis 15 Jahren, die bereits ein oder zwei Kinder haben. Ein Ehemann oder Partner fehlt, die Erziehungsarbeit übernimmt häufig die Großmutter. Seit Jahren unterstützen wir zum Beispiel die junge Witwe Neisa mit ihren sechs Kindern, die sowohl ihren Ehemann als auch den ältesten Bruder als »Versorger« verloren hat. Der Staat hilft ihr nicht. Ohne unsere Hilfe würde sie ihre Kinder nicht ernähren können, denn ihr bescheidenes Einkommen durch das Waschen von Wäsche für fremde Leute reicht bei weitem nicht aus. So ist es besonders

tragisch, dass die älteste Tochter ein weiteres eigenes Kind in die Familie gebracht hat. Regelmäßiger Schulbesuch oder eine Ausbildung sind nicht gewährleistet, sodass diese Kinder kaum die Chance zu einem anderen Lebensentwurf haben. Dieser Teufelskreis wird sich in Neisas Familie vorläufig nicht durchbrechen lassen.

Marilena und Felipe

Marilena ist 40 Jahre alt und kommt mit ihrem vierzehnten Kind in unser Ernährungszentrum. Sie ist schwer asthmakrank und kann ihr Kind nicht stillen. Um das Einkommen ihres Ehemannes aufzubessern, muss auch sie arbeiten, was sie zusätzlich stark belastet. Wir helfen ihr mit Medikamenten und geben ihr für den Säugling eine Fertignahrung.

Der kleine Felipe wird im Dorf in seiner Hütte von einer Gesundheitshelferin mit einer schweren Unterernährung aufgefunden.



Die 40-jährige Marilena mit ihrem jüngsten Sohn

Es besteht akute Lebensgefahr und so wird der Junge gegen den Willen der sehr jungen Mutter in die Kinderklinik gebracht. Dort sperrt sich der diensthabende Kinderarzt gegen eine stationäre Aufnahme mit der Begründung, dass »Mütter unterernährter Kinder nur Schwierigkeiten machen«. Wir sind empört und verlangen nachdrücklich, dass das Kind umgehend angemessen behandelt wird. Es besteht der Verdacht, dass Felipe absichtlich nicht mehr gefüttert wurde, weil die Familiengeschichte der jungen Frau von dubiosen Männergeschichten belastet ist. Der kleine Felipe wurde gerettet und seine Mutter hat ihn neu in ihr Herz geschlossen.

Unser Projekt gegen die Unterernährung der Kinder steht und fällt mit der Unterstützung durch die freiwilligen Gesundheitshelferinnen. Sie gehen von Hütte zu Hütte und forschen nach kranken oder unterernährten Kindern, die dann entsprechend versorgt werden. Wir haben gerade eine großzügige Spende von einem Zusammenschluss katholischer Kaufmannsfrauen aus München über den Franziskaner-Missionsverein in Bayern bekommen. Damit können wir diesen wichtigen Bereich ausbauen.

Ausbildung ermöglichen

Es sind nicht die dramatischen, spektakulären Vorkommnisse, die mich während meiner Bolivienaufenthalte sowohl erschüttern als auch empören. Es sind vielmehr die zahlreichen kleinen Situationen der Machtlosigkeit und der Resignation der Frauen, wenn es um ihre Selbstbestimmung geht. Mir wird bewusst, wie wir Frauen in einem »reichen« Land unsere Frauenrechte mit aller Selbstverständlichkeit in Anspruch nehmen und ausleben. Wir dürfen eine Ausbildung durchlaufen, studieren und eigenes Geld verdienen. Wir sind mit unseren Männern »einig«, treffen letztendlich aber

unsere eigenen Entscheidungen. Wir lassen uns nicht verprügeln und schützen im Notfall unsere Kinder. Auch unseren Kinderwunsch bestimmen wir selbst. Wir haben Behörden, die uns vor dramatischen Abstürzen, sei es aus finanziellen, sozialen oder anderen Gründen, bewahren.

In Bolivien können wir die Welt nicht verändern, ohne uns auf einen langen Prozess einzustellen. Was wir aber tun können, ist, engagierten Frauen eine Ausbildung zu ermöglichen. Denn nur so können sie aus dem Dilemma der unterwürfigen Abhängigkeit herausfinden. Unsere Mitarbeiterinnen in den Zentren erhalten regelmäßige Fortbildungen sowie ein vertraglich gesichertes Gehalt. Das macht sie frei und unabhängig von ihren Männern und hilft ihnen, in schwierigen Situationen über die Runden zu kommen. Wir werden weiterhin nichts unversucht lassen, um den Frauen und ihren Kindern ein würdevolles, selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen.

Dr. Ute Glock

Ute Glock ist Kinderärztin in Büdingen (Hessen). Sie ist seit 15 Jahren in eigener Praxis und im öffentlichen Gesundheitsdienst des Wetteraukreises tätig. Vor elf Jahren gründete sie das »Projekt Guarayos«, Bolivien.

Die weibliche Solidaritätskette

Frauen in der franziskanischen Missionsarbeit

Auf den ersten Blick mag es ein wenig überraschend oder verwirrend erscheinen, wenn man in der Zeitschrift *Franziskaner Mission des Deutschen Franziskanerordens – eines Männerordens also – einen Artikel über die »weibliche Solidaritätskette«* liest. Leiten denn nicht die Brüder Augustinus Diekmann und Alfons Schumacher die Franziskaner Mission beziehungsweise den Franziskaner-Missions-Verein in Bayern? Und sind es nicht franziskanische Missionare, die für die Projekte in den Missionsgebieten verantwortlich sind? Die Antwort auf beide Fragen lautet: Ja, aber ...

Die bekannte brasilianische Theologin Ivone Gebara erzählte in einem Interview einmal sinngemäß folgende Begebenheit: »In den frühen Jahren meiner Tätigkeit gab ich Bibelkurse für Arbeiter. Wir trafen uns einmal im Monat im Haus eines bestimmten Arbeiters, um über die Bibel aus einer sozialen Perspektive heraus zu sprechen und damit die Arbeiter in ihren Rechten und Forderungen zu bestärken. Mir fiel auf, dass die Frau des Hauses zwar Kaffee servierte, sich jedoch nie

an unseren Gesprächen beteiligte. Als ich sie daraufhin fragte, warum sie nicht zu uns käme, antwortete sie: »Weil Sie reden wie ein Mann!« Als ich dies vehement bestritt, sprach sie weiter: »Kennen Sie die Probleme von uns Arbeiterfrauen? Wissen Sie, welchen Arbeiten wir nachgehen, um die Gehälter unserer Männer aufzubessern und Essen für den ganzen Monat kaufen zu können? Kennen Sie die häuslichen Probleme, die wir mit unseren Männern haben?« Kleinalt laut musste ich all diese Fragen mit »Nein« beantworten, und sie sagte: »Verstehen Sie jetzt, warum ich mich nicht an den Gesprächen beteilige – weil Sie nie über uns Frauen sprechen!« Diese Frau hat mir die Augen geöffnet.«

Weibliche Fürsorge in frauenspezifischen Hilfsprojekten
Ähnlich verhält es sich auch in unseren Hilfsprojekten: Frauen – gerade in den Missionsgebieten und somit den Krisen- und Problemregionen unserer Welt – sind Tag für Tag mit ganz anderen Problemen konfrontiert als Männer. Vergewaltigungen als Kriegswaffe, Prostitution als

Mittel zum Überleben, die Sorge und Verantwortung für, oftmals gewaltsam gezeugte, Kinder – all dies sind Beispiele für frauenspezifische Problemszenarien, die wiederum ganz besondere Anforderungen an die Missionstätigkeit stellen. Eine naheliegende Konsequenz in der Sozialarbeit mit Frauen und Kindern ist deshalb die verstärkte Einbindung weiblicher Kräfte in den jeweiligen Hilfsprojekten, denn wer kann sich besser in die Situationen der betroffenen Frauen einfühlen als eine andere Frau?

Dass dies funktioniert, sehen wir jeden Tag in der Realität unserer Hilfsprojekte.

Beispiel Brasilien:

Die tragende Säule der brasilianischen Basisgemeinden sind die Laien und hier vor allem die Frauen.

Von den insgesamt 85 Angestellten des Schulprojektes CONASA in Bacabal sind 71 weiblich.

Schwester Arli Sousa Nojosa in Teresina kümmert sich im Wäscherinnenprojekt um die Frauen im Armutsviertel.

Schwester Carmem Lazzari besucht mit ihrem Katechetenteam regelmäßig die Familien am Stadtrand von Bacabal – insbesondere auch in Fällen häuslicher Gewalt gegen Frauen und Kinder.

Beispiel Afrika:

Schwester Romana Baković kümmert sich in ihrer Nähsschule in der Demokratischen Republik Kongo um die durch Kriegserlebnisse traumatisierten Frauen. Unterstützt wird sie dabei durch ein Team von Psychologinnen.

In Rushooka in Uganda arbeiten die franziskanischen Missionare eng mit einer ebenfalls vor Ort ansässigen Schwesterngemeinschaft zusammen. Insbesondere die Bereiche Gesundheitsvorsorge, HIV-Aufklärung und -Prävention sowie medizinische Betreuung der Kinder sind durchweg weiblich besetzt.

»Frauenpower« in deutschen Unterstützerguppen

Doch wie sieht es auf der »anderen Seite« der Missionsbrücke, also hier in Deutschland, aus? Die deutsche Theologin Margit Eckholt hat im letzten Jahr ein Buch herausgebracht mit dem Titel »Ohne die Frauen ist keine Kirche zu machen« – eine Aussage, die aus unserer täglichen Arbeit heraus nur bestätigt werden kann. Sei es in

den Gemeinden, in den Schulen oder den Eine-Welt-Kreisen, die uns unterstützen – überall dort wird ein Großteil der Arbeit von Frauen geleistet. Gruppen der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) basteln, stricken und backen für unsere Projekte. Mütter organisieren Adventsbasare und spenden den Erlös an unsere Missionseinrichtungen. Lehrerinnen organisieren Aktionstage an ihren Schulen, um über die Lebensumstände von Kindern in anderen Teilen der Welt aufzuklären und bei deutschen Kindern ein Bewusstsein für deren Nöte zu schaffen. Die Frauen in unseren deutschen Partnergruppen sind oftmals die treibenden Kräfte im Hintergrund und haben naturgemäß ein ganz intuitives Verständnis für die Probleme von Frauen und Kindern in den Missionsgebieten.

Missionsbrücke steht auch auf femininen Pfeilern

Und schließlich gibt es ja auch noch, quasi als Bindeglieder, Pia Wohlgemuth vom Franziskaner-Missions-Verein in Bayern und Márcia Sant'Ana von der Franziskaner Mission. Beide Frauen sind die ersten Ansprechpartnerinnen der jeweiligen Organisation und stehen stellvertretend für viele andere weibliche Angestellte in deutschen Hilfs- und Missionswerken. Sie sind einerseits

in ständigem Kontakt mit den franziskanischen Missionaren, aber auch mit den Schwesterngemeinschaften und vielen projektverantwortlichen weiblichen Laien in den Hilfsprojekten. Und sie betreuen andererseits die unterschiedlichen Partnergruppen und somit auch die vielen tatkräftigen Frauen in verschiedenen Schlüsselpositionen, die unsere Arbeit hier in Deutschland nicht nur finanziell, sondern auch durch ihr Engagement und ihre Gebete unterstützen. Damit bilden Pia Wohlgemuth und Márcia Sant'Ana das verbindende Element, durch das sich die weibliche Missionskette schließt.

Am Ende möchte ich das Zitat von Margit Eckholt noch einmal aufgreifen und in etwas abgewandelter Form auf unsere Arbeit beziehen: »Ohne die Frauen ist keine Mission zu machen«, aber ohne Männer natürlich auch nicht ... !

Claudia Schmitz

Claudia Schmitz arbeitet bei der Franziskaner Mission in Dortmund und ist dort hauptsächlich für die Spendenverwaltung und den Internetauftritt verantwortlich.

Quellenangabe des Interviews: Uma clara opção pelos direitos das mulheres. (Eine klare Option für die Rechte der Frauen) Interview von Mariana Carbajal mit Ivone Gebara, veröffentlicht in der Zeitschrift *Página*, Ausgabe 12 vom 23.07.2012

Buch von Margit Eckholt: »Ohne die Frauen ist keine Kirche zu machen – Der Aufbruch des Konzils und die Zeichen der Zeit.« Matthias-Grünwald-Verlag 2012.



Unterstützte Partnerprojekte



Verantwortliche in den Projekten



Mitarbeiterinnen der franziskanischen Missionseinrichtungen



Deutsche Solidaritätsgruppen

Afrika lässt grüßen

Besuche in unseren Partnerprojekten

Von Ende Juni bis Ende Juli 2014 hatte ich die Gelegenheit, im Rahmen einer vierwöchigen Ostafrika-Reise unsere Hilfsprojekte in Ruanda, Uganda und Kenia zu besuchen. Begleitet wurde ich von meinem Mitbruder und Franziskanerpater Heinrich Gockel, der viele Jahre als Afrika-Missionar tätig war und mittlerweile Mitarbeiter der Franziskaner Mission in Dortmund ist.

Die erste Station unserer Reise war der kleine Ort Kivumu in Ruanda, wo die Franziskaner die Pater-Vjeko-Berufsschule sowie ein Hausbauprojekt ins Leben gerufen haben. Viel hatte sich seit meinem letzten Besuch dort im Jahr 2005 verändert. So sind zum Beispiel Strommasten ein Indiz dafür, dass Elektrizität Einzug ins Leben der Menschen dort gehalten hat. Franziskanerpater Ivica Perić, der Leiter der Pater-Vjeko-Schule, hat deshalb auch sofort reagiert und den Ausbildungsplan der Jugendlichen um das Fach »Elektrotechnik« erweitert. Es war eine große Freude für mich, durch die unterschiedlichen Klassen zu gehen und hautnah mitzuerleben, mit wie viel Ehrgeiz und Elan die Schülerinnen und Schüler für ihren Berufsabschluss arbeiten. Die ausgelassene Stimmung bei der täglichen Schulspeisung zeugte von der Freude, die das Leben an der Pater-Vjeko-Schule in das ansonsten schwierige Umfeld der Jugendlichen bringt.

Stolze Hausbesitzer

Eine weitere unübersehbare Veränderung sind die vielen neuen Häuser, die für besonders bedürftige Familien gebaut wurden und die heutzutage das Bild von Kivumu prägen. Bei einem Gang durch den Ort stießen wir immer wieder auf dankbare »Hausbesitzer«, die uns stolz in ihre Häuser einladen und für Fotos vor ihren Eingangstüren posierten.

Sehr erfreut waren Pater Heinrich und ich über das Zusammentreffen mit Schwester Romana Baković, die in Bukavu im Kongo eine Nähschule für traumatisierte Frauen betreibt. Auch sie hatte viele Neuigkeiten zu berichten. Um der stetig wachsenden Zahl von Frauen, die psychologische Begleitung benötigen, gerecht zu werden, wurden die Einzel- und Gruppentherapiemöglichkeiten an der Nähschule erweitert. Darüber hinaus werden in diesem Jahr erstmals Haushaltskurse für die Frauen angeboten, die zum Beispiel eine gesunde Art zu kochen und das Anlegen eines kleinen Gemüsegartens zum Inhalt haben.

Ausbildung und Krankenversorgung

Nach einer Woche in Ruanda reisten wir weiter nach Uganda, um dort in Rushooka das Aids-waisen-Projekt von Pater Agapitus Mubangizi und die Krankenstation der franziskanischen Schwestern zu besuchen. Wir lernten dort viele Jugendliche kennen, die schon seit ihrer



Kindheit von den Franziskanern unterstützt und auf ihrem Bildungsweg begleitet werden – von der Grundschule über die weiterführende St. Paul's-Highschool bis hin zu berufsbildenden Schulen oder sogar zum Universitätsstudium. Entsprechend groß ist die Zahl derer, die im Jugend- und Erwachsenenalter den Kontakt zur Gemeinde in Rushooka weiter aufrecht erhalten und versuchen, mit ihrer Arbeitskraft oder bescheidenen finanziellen Mitteln die Arbeit der Franziskaner zu unterstützen.

Bei einer Stippvisite in der Krankenstation des Ortes, die von Franziskanerinnen unter der Leitung von Schwester Marlene Webler geführt wird, konnten wir uns ein sehr gutes Bild davon machen, wie vor allem die Krankheiten Tuberkulose und Aids bekämpft werden. Dank umfangreicher Aufklärungskurse, moderner Diagnostikgeräte und eines gut sortierten Medikamentenvorrates sind die Menschen in Rushooka bei den Schwestern in sehr guten medizinischen Händen. Die Station hat einen so guten Ruf, dass immer mehr Menschen lange Strecken aus weit abgelegenen Ortschaften in Kauf nehmen, um sich dort behandeln zu lassen.

Viel Grün nach Baumpflanzprojekt

Nach einer weiteren Woche hieß es für uns »Abschied nehmen« von Rushooka, denn Pater Heinrich reiste weiter nach Nairobi, und für mich stand noch ein Abstecher in die kenianische Stadt Subukia auf dem Programm. Als ich dort ankam, war ich zunächst davon überrascht, wie grün die Umgebung im Kontrast zu anderen vergleichbaren Ortschaften war. Und

dann fiel es mir ein: »Natürlich, hier hat ja Pater Hermann Borg vor vielen Jahren ein großes Baumpflanzprojekt begonnen.« Und das Ergebnis ist wirklich überwältigend und für die dortige Landwirtschaft und Wasserversorgung ein wahrer Segen.

Sehr gespannt war ich auf die »Secondary School« des Ortes, über deren miserablen Zustand mir Pater Miro Babić, Hausoberer in Subukia, schon viel berichtet hatte. Und tatsächlich: Die Kinder lernen dort in vollkommen baufälligen und heruntergekommenen Klassenzimmern. Ich war sehr froh, dass die Franziskaner Mission bereits finanzielle Mittel bereitstellen konnte, damit Pater Miro hier die dringend notwendigen Renovierungsarbeiten in Angriff nehmen kann.

Positiv beeindruckt war ich von der familiären und fröhlichen Atmosphäre in »Mali Dom«, einem Heim für Waisen und behinderte Kinder. Obwohl die kleinen Bewohner schwere Schicksalsschläge erlitten haben, sind sie doch fröhlich, lachen und albern herum – ganz so wie andere Kinder auch.

Den Abschluss meines Aufenthaltes in Subukia bildete ein Besuch in der lokalen Gesundheitsstation, die – und darauf war man zurecht sehr stolz – soeben einen Zahnarztstuhl erhalten hatte, sodass die Menschen zukünftig auch dental versorgt werden können.

Für ein friedliches Miteinander

Schließlich reiste auch ich nach Nairobi weiter, wo ich wieder mit Pater Heinrich zusammentraf. Zusammen besuchten wir das interreligiöse Bildungshaus »Portiuncula«, in dem sich Franziskanerpater Hermann Borg und Vertreter anderer



Religionsgemeinschaften mittels Informationsveranstaltungen, Weiterbildungsseminaren und gemeinsamen Aktivitäten für ein friedliches Miteinander der verschiedenen ethnischen Gruppen einsetzen. Ebenfalls auf dem Programm stand der Besuch des Ortsteils Langata, in dem der afrikanische Ordensnachwuchs ausgebildet wird und in dem ein ganz neues Studentenwohnheim entstanden ist. Viele Gespräche mit der ostafrikanischen Provinzleitung über Verbesserungen in der Projektbetreuung oder dringend benötigte zukünftige Hilfsleistungen rundeten unseren Besuch in Nairobi ab.

Eine unvergessliche Zeit liegt hinter Pater Heinrich und mir – eine Zeit, über die ich noch so vieles zu berichten hätte und die so viele bleibende Eindrücke bei mir hinterlassen hat: die farbenfrohen und fröhlichen Gottesdienste; die Fahrt in dem ehemaligen Jeep von Pater Vjeko, der noch heute die Einschussstelle der Kugel trägt, die ihn getötet hat; aber auch die hohen Sicherheitsvorkehrungen, mit denen sich die Mitbrüder in den Konventen gegen Kriminalität und Gewalt schützen müssen.

Die prägendsten Erinnerungen werden aber sicherlich immer die Begegnungen mit den Menschen bleiben: die strahlenden Augen der Kinder, die trotz aller Armut ihr schelmisches

Blitzen nicht verloren haben; die Gastfreundschaft von Männern und Frauen, die selbst in den einfachsten Behausungen so viel Stolz und Würde ausstrahlen und vor allem der tiefe Glaube und das große Gottvertrauen, das sich im Trommeln und im Gesang der Messfeiern widerspiegelt. Ich hoffe, dass ich hier einen kleinen Eindruck von unseren Reiseerlebnissen und den Entwicklungen in den verschiedenen Hilfsprojekten vermitteln konnte. Das, was uns an allen Orten in unterschiedlichen Sprachen vermutlich am meisten gesagt oder zugerufen wurde und das ich nun endlich an unsere Leser weitergeben kann, war das Wort Webale – Murakoze – Asante – DANKE!

Augustinus Diekmann ofm
Augustinus Diekmann ist Leiter der Franziskaner Mission in Dortmund.

**Unterstützen Sie uns mit
— 5 Euro —
ganz einfach per SMS.**

**Senden Sie jetzt
— FRANZISKANER —
an
81190**

Von den 5 Euro gehen 4,83 Euro direkt an die Organisation. Kosten zzgl. einer Standard-SMS.

Projekt

Ein schrecklicher Bürgerkrieg

Hilfe für traumatisierte Opfer im Kongo



Noch immer leiden sehr viele Frauen an den Folgen des Bürgerkriegs, der vor einigen Jahren in der Demokratischen Republik Kongo herrschte. Sie können die Bilder und die brutale Gewalt nicht vergessen, die sie teilweise selber erleiden mussten: Tod des Partners und somit fehlender Schutz, Vergewaltigungen, Zwangsprostitution, Versklavung, Krankheiten, Hunger. Dazu kommen heute mangelnde Bildungschancen.

Die Logik der Rebellengruppen war so einfach wie schrecklich und bestialisch. Die Kämpfer ziehen so lange von Ort zu Ort und vergewaltigen dort alle weiblichen Bewohner, bis diese keinen anderen Ausweg mehr sehen, als sich und ihre Kinder durch Flucht in eine andere Gegend in Sicherheit zu bringen. Das, was die Opfer bei diesen Überfällen davontragen, sind außer den körperlichen auch schwere seelische Verletzungen, die ohne liebevolle und fachkundige Begleitung niemals heilen.

Schwester Romana Baković nahm und nimmt sich der betroffenen Frauen an und bietet in einem Ausbildungszentrum psychologische, schulische und berufsbildende Hilfe an. Die Frauen können eine Näherinnenausbildung absolvieren und später, durch Auftragsarbeiten oder durch ein kleines eigenes Geschäft, ihren Lebensunterhalt verdienen.

Die Franziskaner Mission unterstützt sehr gerne die Arbeit und das Ausbildungszentrum von Schwester Romana und bittet Sie um eine großzügige Unterstützung, damit diese vom Krieg so leidgeprüften Frauen eine bessere Zukunft haben.

Wichtige Informationen für unsere Spenderinnen und Spender zu SEPA

Bereits vor einigen Jahren wurde in Europa ein einheitlicher Standard für Zahlungsvorgänge und Geldtransfers geschaffen. Dieser neue Standard nennt sich **SEPA** und ist die Abkürzung für **Single Euro Payments Area**, was man mit **Einheitlicher Europäischer Zahlungsraum** übersetzen könnte. Seit August 2014 ist die Nutzung dieser SEPA-Standards für die Franziskaner Mission als Einrichtung des öffentlichen Rechts Pflicht. Zwei daraus resultierende Veränderungen werden Ihnen in der vorliegenden Ausgabe der »Franziskaner Mission« begegnen:

1. unser neues SEPA-Überweisungsfeld, in dem unsere Kontonummer und Bankleitzahl bereits durch die internationalen Äquivalente IBAN (International Bank Account Number) und BIC (Bank Identifier Code) ersetzt wurden
2. das neue SEPA-Lastschriftinzugsformular, das Ihnen nun – ganz im Sinne eines verbesserten Verbraucherschutzes – einen achtwöchigen Erstattungsanspruch für jede eingezogene Spende garantiert.

Was die Überweisung Ihrer Spenden an uns betrifft, so sind alle Unternehmen, Vereine und weiteren juristischen Personen zur Nutzung des neuen SEPA-Zahlverfahrens verpflichtet. Privatpersonen können bis einschließlich Januar 2016 optional die alten Zahlscheine oder aber die neuen SEPA-Formulare nutzen. Erst ab Februar 2016 ist auch für Privatpersonen die Angabe von IBAN und BIC obligatorisch. Falls Sie Rückfragen zur Verwendung der beiden Formulare haben sollten, können Sie sich jederzeit gerne an uns wenden.

Franziskaner

»Franziskaner« – Das Magazin für Franziskanische Kultur und Lebensart

Heute franziskanisch leben. Wofür steht eigentlich dieser Franziskus? Können seine Werte und Haltungen noch Antworten geben auf die Probleme unserer Zeit? Eine neue franziskanische Bewegung ist es noch nicht, doch viele sind aufgebrochen – auf unterschiedlichen Wegen.

Um die kostenlos erhältliche Zeitschrift »Franziskaner« zu beziehen, schreiben Sie bitte an:

redaktion@franziskaner.de

Impressum

Franziskaner Mission erscheint viermal im Jahr und kann als kostenfreies Abo bestellt werden unter Tel. 0231/176337-65 oder info@franziskanermission.de. *Franziskaner Mission* erscheint im Auftrag der Deutschen Franziskanerprovinz von der Heiligen Elisabeth – Germania. **Herausgeber** Franziskaner Mission, Dortmund **Redaktionsleitung** Augustinus Diekmann ofm **Redaktion** Stefan Federbusch ofm, Natanael Ganter ofm, Frank Hartmann ofm, Márcia S. Sant'Ana, Thomas M. Schimmel, Alfons Schumacher ofm, Klaus Steinbüchl ofm, Pia Wohlgenuth

Fotos FM-Archiv: Titel, S. 2 Mitte und re., S. 3, 26, 27, 31, Partnerschaftserklärung. Dr. Ute Glock: S. 2 li., 24, 25. © Silvan Wegmann, www.swen.ch: Karikatur S. 4–5. Daniela Engelhard: S. 4. Reinhild Ahlers: S. 5. Petra Stroh: S. 6. Archiv Kirche positHIV: S. 7. © 7thlord – Fotolia.com: S. 8. Sabine Constabel: S. 9. Birgit Virnich: S. 10, 11. Theresa Ruppert: S. 12. Vogelmedia.com: S. 13. FMV-Archiv: S. 14. Maria Theresia Losada Monsalve: S. 15. Franciscans International: Mittelseite. Tuyét H': S. 18. Chi Thien Vu: S. 19. Shakeb Nabi: S. 20. Christine Teske: S. 22. Augustinus Diekmann: S. 28, 29, 30, Rückseite.

Gestaltung sec GmbH, Osnabrück

Druck IVD, Ibbenbüren; gedruckt auf Recycling-Papier



Spendenhinweis

Bitte nutzen Sie den beiliegenden Überweisungsträger für Ihre Spende.

Ab 50 Euro erhalten Sie von uns automatisch eine Spendenbescheinigung. Für Spenden unter 50 Euro erhalten Sie diese auf Anfrage.

**Telefon 0231/1763375
Fax 0231/17633770
info@franziskanermission.de**



Babaçu-Nuss-Brecherin in Bacabal / Nordostbrasilien